

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Luzifer

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Luzifer

John Sinclair Taschenbuch Nr. 100

von Jason Dark

erschienen am 11.07.1989

Titelbild von Stuart Hughes

Bastei Verlag

Luzifer

»Die Zeit der Schonung ist vorbei, Sinclair. Vergiß alles, was Du bisher erlebt hast. Diesmal wird die Hölle siegen. Luzifer persönlich nimmt sich Diener an!«

Sir James, mein Chef, las mir diesen Brief vor. Er wollte mich in den Urlaub schicken.

Ich lehnte ab und nahm den Kampf gegen den Urfeind der Menschheit auf...

Es passierte dort, wo Feuer stärker ist als Wasser, wo die Schatten das Licht überdecken, wo Tote Lebende unterdrücken und das Böse das Gute besiegt.

Aus einer unendlichen Tiefe, Breite und Länge stieg etwas hervor, das selbst die Kraft besaß, Dimensionen zu vertreiben und neue zu erschaffen.

Es war ein Etwas, ein Neutrum, eine Form. Weder männlich noch weiblich, einfach ein ES.

Es war da, es wollte immer sein, und es verdrängte die Dunkelheit, obwohl es selbst dunkel war.

Es war glatt, voluminös und erinnerte an ein kugelförmiges Gebilde. Es beinhaltete alles Gegensätzliche, es war paradox, aber es bestand. Es veränderte sich ununterbrochen. Es wallte, es lag ruhig, es dehnte sich aus, wie ein Stück Weltall. Es bekam Stärke und Macht; es schüttelte sich und drängte sich vor, als würde es von einer Kamera allmählich aus dem Hintergrund auf die Leinwand geholt. Und es wurde.

Aus der reinen Masse formte sich etwas, das bleibend sein sollte. Ein Gegenstand, mit dem ein Auge etwas anfang, den es erkannte und identifizierte, um den Menschen ein Aha-Erlebnis zu geben. Ein Gesicht!

Menschliches? Aus Stein oder aus einem anderen Material bestehend?

Vielleicht war es auch nur ein Schatten?

Niemand konnte es sagen, jedenfalls war das Gesicht vorhanden, und es war kein normales Gesicht.

Gegen den lichtlosen Hintergrund schimmerte es in einem tiefen Blau, kalt und gleichzeitig ungemein abweisend. Es war weder das Gesicht eines Mannes noch das einer Frau, es war neutral. Es war nicht schön, es war nicht häßlich, aber es faszinierte aufgrund seiner kalten Boshaftigkeit.

Es war einfach da und herrschte!

Keine einzige Falte zerschnitt die Glätte der Haut. Unter der hohen Stirn lagen die Augen.

Zwei leblose Ovale. Die Tiefe des Alls, die Grausamkeit ferner Welten, all das Furchtbare, wie zum Beispiel Tod und Untergang, vereinigten sich in diesen fürchterlich kalt blickenden Augen. Ebenso paßte der Mund dazu. Zwei Lippen, die aufeinanderlagen und einen arroganten und vernichtenden Schwung besaßen. Es stand da und rührte sich nicht.

Aber vor ihm, ebenfalls aus einer nicht auslotbaren Tiefe, schob sich etwas in die Höhe. Es war schon länger auf dem Weg gewesen und strahlte mit seinem blassen Silberglanz in die dichte Dunkelheit hinein, ohne sie aufhellen zu können.

Der Gegenstand besaß die Form eines Kreuzes!

An den Enden abgerundet, mit Buchstaben versehen. Hinzu kamen rätselhafte Zeichen, eingravierte Warnungen, die von weisen Schöpfern hinterlassen worden waren.

Das Kreuz stand vor dem Gesicht.

Zwei Welten, zwei Gegensätze, wie es sie krasser nicht geben konnte. Der Mund lächelte plötzlich.

Doch es war ein grausames, ein kaltes Lächeln, und das Kreuz zerschmolz unter diesem Eindruck des Bösen zu einem Klumpen Metall. Das Gesicht hatte gewonnen, es würde immer gewinnen, es war nicht mehr wegzudenken.

Bei ihm hatte das Böse einen Namen.

LUZIFER!

Kennen Sie das auch?

Man steht am Morgen auf, womöglich mit dem linken Bein, und hat sofort ein ungutes Gefühl. Als würde etwas in der Luft liegen. Es lag tatsächlich etwas in der Luft!

Unmöglich klar und rein war sie für London. Sie schien aus einem sehr hohen Himmel hervor und über die zahllosen Dächer der Millionenstadt zu fließen. Noch im Schlafanzug trat ich ans Fenster, um mir diesen Himmel anzuschauen.

Herrliches Flugwetter. Übernatürlich klar, kein Wölkchen am Himmel. Ein phantastischer Morgen, der einen gewaltigen Schuß Frühling in die Stadt brachte.

Ein Kribbelwetter, das die Psyche des Menschen beeinflusste und die Leute zu Dingen oder Taten animierte, auf die sie normal verzichtet hätten. Das eben war der Frühling.

Eigentlich hätte ich mich darüber freuen sollen, ich war schließlich kein Wintertyp, in diesem Fall jedoch gefiel es mir weniger. Was mich genau störte, konnte ich auch nicht sagen. Möglicherweise war es meine eigene Fahrigkeit, mit der ich zurechtkommen mußte. Einiges lief schief im weiteren Verlauf. Ich kippte die Tasse mit dem schnell aufgebrühten Kaffee um, verbrannte mir noch die Unterlippe an dem heißen Getränk und verlor beim Zuknöpfen des Hemds auch noch einen Knopf.

Das alles paßte mir überhaupt nicht in den Kram. Zudem schaffte ich es nicht, meine Gedanken zu ordnen. Irgendwie flogen sie immer weg, und dabei in verschiedene Richtungen.

Schlimm war so etwas...

Trotzdem packte ich es, mir ein frugales Mahl zu bereiten. Kaffee und dunkles Vollkornbrot, ein Stück Wurst aus der Dose, eben das Frühstück eines Junggesellen. Ein Tag im Büro lag vor mir. Jedenfalls hatten wir keinen akuten Fall zu bearbeiten. Bei diesem Wetter im Büro zu hocken, brachte zwar nicht viel, aber es gab genügend Dinge, die noch aufgearbeitet werden mußten. Ich trank aus. Noch einmal richtig recken, dann hineingehen in den neuen Tag.

Frisch, agil, verwegen, gefüllt mit Optimismus bis zu den Haarspitzen. So jedenfalls versprach es die Werbung.

Auf mich traf das nicht zu. Trotz des genossenen Kaffees fühlte ich mich am Morgen schon so matt, als hätte ich einen Eiter Blut gespendet. Das war auch nicht normal. Geschlafen hatte ich fast zehn Stunden und ziemlich tief. Eigentlich hätte ich ausgeruht sein müssen, leider war das Gegenteil der Fall.

Konnte es am Wetter liegen?

Noch einmal schaute ich aus dem Fenster. Der herrlich weite Himmel kam mir unnormal vor. Das war kein Wetter für mich. Der Wind mußte warm sein, zu warm für diese Jahreszeit. Ich öffnete das Fenster, streckte den Kopf hinaus und schnupperte in den Frühlingshimmel. Ja, es stimmte.

Das war kein Wetter für mich. Wie Föhn fuhr der Wind durch die Londoner Straßenschluchten. Ich mochte ihn nicht, schloß das Fenster und schaute auf die Uhr.

Verspätet hatte ich mich auch. Selbst Suko war noch nicht erschienen, um mich abzuholen. Das allerdings wunderte mich.

Bevor ich zu ihm hinüberging, drehte ich mich um und ließ meinen Blick noch einmal über den blauen Himmel schweifen. Ich wischte über meine Augen, weil ich es nicht wahrhaben konnte, was man mir bot. Unter oder auf der Bläue des Himmels, so genau war es nicht zu erkennen, zeichnete sich etwas ab. Ein riesiger Gegenstand, flach liegend.

Ein Kreuz!

Fast so blaß wie der Himmel selbst. Es wirkte so, als wäre es von einer gewissen Stelle aus gegen die sanfte Bläue projiziert worden. Oder täuschte ich mich?

Ich konzentrierte mich und schaute wieder hin.

Nein, das war keine Täuschung. Das Kreuz wirkte wie gemalt, und es kam mir bekannt vor.

Die abgerundeten Enden, die kaum erkennbaren, aber vorhandenen, blassen Zeichen, all dies kannte ich sehr gut, denn ich besaß das

gleiche Kreuz in verkleinerter Form.

Plötzlich hatte ich das ungute Gefühl vergessen. Der Anblick am Himmel faszinierte mich.

Ein Omen, das hoch über London lag, möglicherweise von zahlreichen Menschen gesehen wurde und trotzdem nur einer Person galt. Diese Person war ich!

Wieder veränderte sich mein Zustand. Im Hals spürte ich ein Kratzen und gleichzeitig ein trockenes Gefühl. Mein Herzschlag beschleunigte sich bereits. Das lag bestimmt nicht am genossenen Kaffee. Hier tat sich etwas; denn der Himmel zeigte nicht grundlos dieses gewaltige Zeichen. Sollte es eine Warnung sein?

Ich öffnete noch einmal das Fenster, lehnte mich aber nicht mehr hinaus, denn das Kreuz war verschwunden.

Weg — von einem Augenblick zum anderen, als hätte es jemand einfach ausradiert.

Am blaßblauen Himmel zeichneten sich in der Ferne dünne Wolken wie Watteschleier ab. Ein silbrig schimmerndes Flugzeug zog seine Bahnen und wirkte dabei wie ein Strich, der sich in die sanfte Bläue hineinschob. Die Maschine war in Heathrow gestartet und flog in Richtung Westen. Ich dachte über das Phänomen nach. Hatte nur ich das Kreuz gesehen, oder waren es mehrere Zeugen gewesen? Mußte ich nachforschen lassen, Menschen befragen?

Unsinn! Ich lachte innerlich über meine eigenen Gedanken. Aber ich behielt diesen Anblick im Gedächtnis, denn dieses Kreuz war nicht grundlos erschienen.

Es bahnte sich etwas an...

Mit einem etwas unguten Gefühl verließ ich meine Wohnung und ging die wenigen Schritte nach links, um vor Sukos Tür stehenzubleiben. Ich klingelte.

Es dauerte ungewöhnlich lange, bis mein Freund und Kollege endlich öffnete.

Er schaute mich an und sagte nur: »Komm rein!«

»Wie siehst du denn aus?« fragte ich.

»Beschissen, wie?«

»So ungefähr.«

»Und so fühle ich mich auch.«

Er ließ mich eintreten. Kopfschüttelnd ging er vor mir her. Erst im Wohnraum drehte er sich um, schaute mich an und hob die Schultern.

»Es ist so, John, ich weiß selbst nicht, was los ist. Heute morgen stand ich auf und hatte das Gefühl, als würde mir jemand mit einem Brett auf den Schädel hauen.« Er vollführte die Bewegung nach.

»Immer und immer wieder.«

»Hast du Kopfschmerzen?«

»Nicht direkt, mehr dieses dumpfe Gefühl, das von allen Seiten gegen den Schädel hämmert.«

Ich winkte ab. »Du erzählst mir nichts Neues. Da kann ich sogar mitreden!«

»Du auch?«

»Klar.«

»Dann liegt es am Wetter. Hast du dir schon den Himmel angesehen und das Fenster geöffnet?«

»Habe ich, Suko. Nur wundert es mich, daß es auch dich erwischt hat. Du reagierst doch sonst nicht auf Wetterumschwünge. Wenigstens hast du das immer behauptet.«

»Richtig. Aber heute morgen, John, da ist alles anders.«

Ich nickte langsam. »Ja, da hast du recht. Es ist tatsächlich alles anders.«

»Wie kommt das?«

»Keine Ahnung, aber vielleicht hat es etwas mit dem Kreuz zu tun, das heute morgen am Himmel stand. Hast du es nicht gesehen?«

Ich ging auf meinen Freund zu und schaute ihn scharf an.

»Nein.«

»Dort zeichnete sich ein riesiges Kreuz ab!«

Suko sah so aus, als wüßte er nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Jedenfalls zuckte er mit den Mundwinkeln und wartete wohl darauf, daß ich weiterredete.

Ich tat ihm den Gefallen. »Ich sah ein gewaltiges Kreuz, das sich am Himmel abzeichnete, als wäre es von einem Maler direkt unter das seichte Blau gepinselt worden.«

»Und weiter?«

»Es war mein Kreuz, Suko.«

»Nein, du bist verrückt!« Der Inspektor ging einen Schritt nach hinten.

»Das ist doch nicht möglich!«

»Doch, Suko, es ist möglich. Am Himmel war mein Kreuz zu sehen. Du kannst mir glauben, daß ich es erkannt habe.«

»Klar, das sage ich auch nicht. Aber wieso? Weshalb hast du am Himmel dein Kreuz gesehen?«

»Das möchte ich auch gern wissen. Jedenfalls bin ich zu dem Entschluß gekommen, diesen Vorgang als Omen oder als Warnung zu betrachten. Irgendeine Kraft oder Macht scheint sich für mein Kreuz zu interessieren, aus welchem Grunde auch immer.«

Suko strich über sein Kinn. »Ich könnte mir auch keinen vorstellen, aber das Kreuz birgt ja noch Geheimnisse.«

»Sicher. Ich denke dabei an die verschwundenen Zeichen.«

»Richtig, John.«

Grübelnd legte ich die Stirn in Falten. »Meinst du vielleicht, daß diese Abbildung etwas mit den von Lilith geraubten Zeichen zu tun haben könnte?«

»Ja.«

Ich schabte über mein Haar. »Darin sehe ich keinen Grund. Es ist nichts passiert, was diesen Anblick gerechtfertigt hätte.«

»Noch nicht. Oder etwas, von dem wir nichts wissen. Da muß eine

Kraft sein, John. Liegt es wirklich nur am Wetter, daß wir uns beide so mies fühlen?«

»Keine Ahnung.«

»Es kann sein, muß aber nicht. Hast du dir dein Kreuz eigentlich schon einmal angeschaut?«

»Heute morgen noch nicht.«

»Dann mach es jetzt!«

Ich lächelte knapp, als ich nach der dünnen Kette faßte und sie über den Kopf streifte.

Suko schaute mir dabei zu. Sein Gesicht war ernst geworden. Wir beide fühlten uns nicht wohl in unserer Haut, selbst bei dieser einfachen Geste nicht, die ich schon unzählige Male hinter mich gebracht hatte.

Ich zog das wertvolle Stück, das einst der Prophet Hesekiel in weiser Voraussicht geschaffen hatte, hervor und ließ es flach auf dem Handteller liegen.

Da lag es nun, ohne sich verändert zu haben. Ich sah die eingravierten Zeichen an den Enden, ich sah auch das allsehende Auge und die heilige Silbe AUM. Es war eigentlich alles vorhanden, bis auf die Zeichen in der Mitte, die einmal gewesen waren, bevor sie Lilith genommen hatte. Über die Zeichen wußte ich bis heute nicht Bescheid. Daß sie verschwunden waren, hatte ich als schlimm empfunden, auch wenn das Kreuz nach wie vor normal reagierte, aber ich konnte mir nicht helfen. Irgendwo blieb ein Restverdacht bestehen, daß es in gewisser Hinsicht an einer sehr langen Leine hing, die eine bestimmte Person führte. Wahrscheinlich nicht Lilith, sondern derjenige, der sich an ihrer Seite aufhielt, zu dem sie aufschaute. In ihm manifestierte sich das Urböse. Sein Name: Luzifer!

Suko trat wieder näher, damit er sich das Kreuz genau anschauen konnte.

»Nun?« fragte ich, »hat es sich verändert?«

»Nein.«

»Ich sehe ebenfalls nichts.« Um sicherzugehen, drehte ich es herum. Auch auf der glatten Rückseite zeigte sich keine Veränderung. Wir standen vor einem Rätsel.

Ich hängte es wieder um.

Suko hob die Schultern. »Da kann man wohl nichts machen, Alter. Oder wie siehst du das?«

»Ebenso.«

»Es bleibt die Warnung.«

Ich nickte. »Das ist richtig. Trotzdem möchte ich jetzt ins Büro fahren. Was ist? Kommst du mit?«

Er grinste mir schief zu. »Glaubst du denn, daß ich dich jetzt allein lasse?«

»Danke, du bist ein wahrer Freund.«

»Wenn du es nicht spöttisch gemeint hättest, würde ich dir sogar glauben...«

Sie saß vornübergebeugt und hatte die Hände auf beide Wangen gelegt. So starrte sie zu Boden, während nicht weit entfernt die Kaffeemaschine glucksende Geräusche produzierte.

Die Frau schaute nicht einmal auf, als Suko und ich das Vorzimmer betraten. Wir sahen sie, blieben stehen, blickten uns verwundert an, bis ich fragte: »Mein Gott, was ist los, Glenda?«

Dann erst bewegte sich Glenda Perkins, unsere Sekretärin. Sie ließ die Arme sinken und hob den Kopf wie im Zeitlupentempo. Als sie uns anschaute, sah ich in ihren Augen einen müden Glanz. Das Lächeln auf den Lippen wirkte verloren.

»Auch schon da?« fragte sie.

»Was ist das denn für eine Begrüßung?« beschwerte sich Suko.

Müde winkte Glenda ab. »Ich weiß es selbst nicht. Sorry, wirklich,

aber ich fühle mich, als wäre ich in einen Reißwolf geraten. Ich bin völlig von der Rolle.«

»Wieso?«

»Die letzte Nacht, John. Sie war einfach schrecklich. Ich habe kaum Schlaf gefunden.« Glenda nickte in Richtung Fenster. »Das muß einfach am Wetter gelegen haben.«

»Bestimmt.«

»Seid ihr denn besser drauf?«

»Nein«, antwortete Suko für mich mit. »Auch wir fühlen uns wie durch die Mangel gedreht.«

»Das kann ich euch nachfühlen. Da hat es wohl jeden Bewohner Londons hart erwischt.«

»Jeden?« fragte ich.

»Wieso?« Glenda schüttelte den Kopf. »Meinst du etwa, daß nur wir die Kopfschmerzen verspürt haben?«

»Vielleicht.«

»Das verstehe ich nicht.«

Ich räusperte mich. »Hast du eigentlich heute schon den Himmel betrachtet?«

»Ja.«

»Ist dir etwas aufgefallen?«

»Nur die unnatürliche Farbe, die blasse Bläue, fast wolkenlos. Einfach unnatürlich.«

»Stimmt, aber ich habe noch etwas gesehen.«

»Was denn?«

»Ein gewaltiges Kreuz, dessen Ausmaße sich über den Himmel spannten. Du kannst dir kaum vorstellen, daß dieses Kreuz so aussah wie meines. Nur eben vergrößert.«

Sie holte durch die Nase Luft. »Das ist doch nicht möglich«, flüsterte sie.

»Es stimmt trotzdem. Am Himmel zeichnete sich mein Kreuz ab.

Riesig, überdimensional, einfach gewaltig. Den Grund dafür kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Mit meinem eigentlichen Kreuz jedenfalls hat es nichts zu tun.«

Sie schüttelte den Kopf und hob die Schultern. »Ich glaube, da bin ich überfragt. Nur wundere ich mich darüber, daß dieses Omen etwas mit meinen Schlafstörungen zu tun haben soll.«

»Darüber müssen wir auch noch nachdenken«, sagte Suko. »Jedenfalls haben wir den Eindruck, daß sich irgend etwas über unseren Köpfen zusammenbraut. Daß jemand nach uns greifen will oder schon nach uns gegriffen hat, wenn dir das lieber ist.«

»Habt ihr denn einen Verdacht?«

Suko hob die Schultern.

»Lilith?« fragte Glenda, die über viele Dinge informiert war und sofort die richtigen Schlüsse gezogen hatte.

»Es kann sein«, gab ich zu. »Wir haben auch schon an noch etwas Schlimmeres gedacht.«

»Luzifer«, sagte Suko.

Glenda schluckte. Vom Hals abwärts fuhr sie mit der Hand über ihren senfgelben Pullover, zu dem sie einen dunklen Rock trug.

»Hat es dir die Sprache verschlagen?« Ich lächelte.

»Allerdings«, flüsterte sie.

Ich befand mich auf dem Weg zur Kaffeemaschine. »Dann werden wir mal eine Tasse von deinem Muntermacher zu uns nehmen. Vielleicht geht es uns dann besser.«

»Ja, das meine ich auch.«

Selbst Suko verzichtete an diesem Morgen auf den Tee und nahm seine Tasse Kaffee mit ins Büro.

Ich hatte das Gefühl, auf Eiern zu laufen. Nicht daß die Welt um mich herum verschwamm, aber etwas war anders. Als wäre der Kreislauf nicht mehr intakt.

Schwer ließ ich mich auf den Schreibtischstuhl fallen. Die Tasse

hatte ich zuvor abgestellt.

»Und jetzt?« stellte Suko eine seiner Standard fragen.

»Leere ich die Tasse.«

Der Kaffee war ein Genuß. Ich trank ihn in kleinen Schlucken.

»Glenda auch«, sinnierte Suko. »Der Kreis weitet sich demnach aus. Die Gefahr verdichtet sich.«

»Seit wann bist du so pessimistisch?«

Er hob die Schultern. »Haben wir nicht allen Grund dazu, pessimistisch zu sein?«

»Möglich.«

»Wir sollten mit Sir James darüber reden, John.«

Ich nickte. »Daran habe ich schon gedacht.« Die erste Tasse war leer. Besser fühlte ich mich trotzdem nicht. Es fehlte nach wie vor an der Konzentration. Ich war einfach schwach auf den Beinen, als wäre eine Grippe im Anmarsch.

Vielleicht sogar eine magische Grippe. Möglicherweise hatte uns irgendeiner unserer mächtigen Gegner infiziert. Ich rechnete mit allen Möglichkeiten.

Glenda Perkins erschien, blieb aber an der Tür stehen. »Ach so, ich sollte euch noch sagen, daß Sir James wartet.«

»Jetzt?«

Sie nickte mir zu.

»Ist er wenigstens in Form?«

»Keine Ahnung, John. Ich habe ihn heute morgen noch nicht zu Gesicht bekommen. Er rief mich an.«

Ziemlich müde und abgeschlafft stand ich auf. »Dann wollen wir mal den Weg aller Wege schreiten«, sagte ich zu Suko, der sich ebenfalls hochdrückte.

»Wollt ihr den Kaffee mitnehmen?« erkundigte sie sich. »Es ist noch etwas in der Kanne.«

Ich winkte ab. »Für mich kannst du ihn warmhalten, Glenda.«

»Und für mich ebenfalls«, sagte Suko. »Dann bis gleich.«

Mich überkam wieder das Gefühl, neben mir selbst herzugehen. Zwar berührte ich bei jedem Schritt mit beiden Füßen den Boden, trotzdem glaubte ich zu schweben. Das wollte einfach nicht in meinen Schädel.

»Hoffentlich hat er keinen neuen Fall in der Hinterhand«, sagte Suko.

»Ich fühle mich nämlich nicht gerade super.«

»Frag mich mal.«

Sir James hatte uns erwartet. Oft stand er am Fenster, wenn wir eintraten, diesmal jedoch hockte der Superintendent hinter seinem Schreibtisch und schaute uns durch die Gläser seiner Brille aus trüben, etwas eulenhaft wirkenden Augen an. Sein Blick paßte dazu. Er hatte nichts Forsches mehr an sich, wirkte eigentlich nur müde.

»Setzen Sie sich.«

Wir drückten uns auf die Stühle mit dem Polster und bemerkten, daß Sir James Mühe hatte, ein Gähnen zu unterdrücken.

»Sir, sagen Sie nur, daß es Sie auch erwischt hat.«

Er starrte mich an. »Wieso erwischt?«

»Daß Sie so kaputt sind. Sich wie erschlagen fühlen und keinen klaren Gedanken fassen können.«

»Stimmt genau.«

»Dann können wir uns zu dritt die Hände reichen«, erklärte Suko. »Wir sind ebenfalls völlig von der Rolle. Miß Perkins ist es nicht anders ergangen.«

Die Hände unseres Chefs sanken nach unten. Erlegte sie flach auf die Schreibtischplatte. »Und ich dachte schon, nur mich hätte es dermaßen erwischt.«

»Nein, auch uns.«

»Liegt es am Wetter?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Es könnte daran liegen, aber das will

ich nicht so recht glauben.«

»Weshalb nicht?«

»Es gibt andere Dinge, die mich gestört haben. So haben wir uns noch nie gefühlt. Wenn es ein von uns gewesen wäre, okay, aber gleich alle? Das will mir nicht in den Kopf.«

»Mir jetzt auch nicht.«

»Vielleicht hängt es auch mit dem Anblick des Kreuzes zusammen. Ich sah es am Himmel. Dabei war es dermaßen groß, daß es von einem Ende bis zum anderen reichte.«

Er verengte die Augen. »Tatsächlich ein Kreuz, John? Können Sie mir das näher erklären?«

Ich tat es und fand in Sir James einen ausgezeichneten Zuhörer. Er blieb sehr ruhig, hin und wieder nickte er, aber die Sorgenfalten in seinem Gesicht vertieften sich.

»Sie, John, Suko, auch Glenda und ich.« Er holte tief Atem. »Das sind schon vier.«

»Und wie viele Londener noch?« fragte der Inspektor.

»Das weiß ich nicht. Möglicherweise sind auch wir nur davon betroffen.«

Ich horchte auf. »Dann wäre dies ein Komplott.«

»Richtig, John.«

»Und wer, bitte schön, könnte Ihrer Meinung nach hinter den Vorfällen stecken?«

»Das müßten Sie herausfinden.« Er lehnte sich gegen die mit Leder überzogene Scssellehne. »Möglicherweise paßte das auch zu dem Vorfall, dessentwegen ich Sie bat, zu mir zu kommen.«

»Was ist das?«

»Eine Warnung«, antwortete der Superintendent. »Sogar eine schriftliche Warnung, die Ihnen gilt, John. Ich halte sie bereits seit zwei Tagen unter Verschuß, da Sie sich mit anderen Fällen beschäftigen. Jetzt kann ich nicht mehr länger schweigen. Es ist

leider in der letzten Zeit für Sie knüppeldick gekommen.« Er lächelte bei dem Wort knüppeldick. Sonst redete er nicht so leger. »Ich denke da an das Verschwinden Ihrer Mutter und das Erscheinen des neuen Super-Vampirs.«

»Hat es damit zu tun?«

»Nein, John, auf keinen Fall.« Sir James zog eine Schreibtischschublade auf und holte einen Brief hervor. Er war schon auseinandergefaltet worden. Als er ihn anhub und uns die Rückseite präsentierte, konnten Suko und ich das Geschriebene als Schatten erkennen.

»Ist er an mich adressiert worden?«

Sir James nickte. »Ich werde Ihnen den Brief trotzdem vorlesen, falls Sie nichts dagegen haben.«

»Ja bitte.«

Sir James schob seine Brille etwas vor und begann, mit leiser Stimme vorzulesen. »Die Zeit der Schonung ist vorbei, Sinclair. Vergiß alles, was du bisher erlebt hast. Diesmal wird die Hölle siegen. Luzifer nimmt sich deiner an.« Mehr stand nicht auf dem Blatt, das Sir James langsam sinken ließ.

Wir schauten uns gegenseitig an, redeten aber kein Wort. Das Schweigen stand lastend zwischen uns.

»Wie lange haben Sie den Brief schon unter Verschuß gehalten, Sir?« fragte ich.

»Zwei Tage.«

Ich nickte. »Sie haben natürlich nachgeforscht, wer ihn überbracht hat und so weiter...«

»Nichts fanden wir heraus.«

»Wer könnte Ihrer Meinung nach der Verfasser sein?«

»Ich rechne mit dem Schlimmsten.«

»Also Luzifer«, sagte Suko. »Ha, das Böse persönlich.«

Ich senkte den Kopf und preßte meine flache Hand gegen die Stirn.

Sir James hatte in meinen Augen recht behalten. Rein gefühlsmäßig paßte der Brief zu den Ereignissen, die wir an diesem frühen Morgen erlebt hatten. Dennoch wollte ich nicht allzu pessimistisch in die Zukunft schauen. »Sie sagen nichts, John?«

Ich lächelte schmal. »Soll ich Ihnen antworten, Sir? Wie oft haben wir schon Drohungen erhalten!«

»Stimmt, doch diese Drohung ist anders. Die ist echt, John, die ist verdammt echt. Und es kommt noch etwas hinzu.« Er drehte das Blatt um, damit wir auf die Vorderseite schauen konnten. »Sehen Sie sich die Schrift genau an. Was fällt Ihnen auf?«

»Die Zeilen sind mit roter Tinte geschrieben worden.«

»Was sagen Sie, Suko?«

Mein Freund lächelte. »Wenn Sie mich so direkt fragen, Sir, würde ich sagen, daß es keine rote Tinte ist, sondern Blut.«

»Genau!«

Knallhart kam die Antwort. Sir James schien einen Ruck bekommen zu haben. »Dieser Brief ist mit Blut geschrieben worden. Und jetzt hören Sie mir bitte genau zu. Ich habe ihn nicht ohne Grund so lange behalten, ich ließ ihn untersuchen. Wir analysierten das Blut. Das Ergebnis habe ich am gestrigen Abend bekommen. Was denken Sie, hat es gebracht, meine Herren?«

»Keine Ahnung«, sagte ich.

Auch Suko hob die Schultern.

Sir James beugte sich vor. »Zunächst einmal, daß die Zeilen tatsächlich mit Blut geschrieben worden sind. Und zwar mit Menschenblut. Aber das ist nicht alles. Die genaue Analyse, die wegen ihrer Brisanz und zur Sicherheit auf meinen Wunsch hin dreimal durchgeführt worden ist, zeigte, daß das Blut, mit dem der Brief geschrieben wurde, mindestens zweihundert Jahre alt ist.«

Das war der Hammer.

Wir hockten auf unseren Stühlen, schauten Sir James an, ohne einen

Kommentar abzugeben. »Das kann nicht sein«, flüsterte ich.

»Doch, John, es ist so.«

»Natürlich - sorry.«

Suko stieß mich an. »Blut, John, denk mal nach. Altes Blut vielleicht!«

Ich packte es endlich. »Das alte Blut der Dracula-Opfer. Das Blut, das Mallmann getrunken hat?«

»Richtig.«

»Nein!« sagte Sir James hart. Seine Worte ließen unsere Hoffnungen zerplatzen. »Sie haben unrecht, Inspektor. Außerdem bin ich mit meinen Erklärungen noch nicht am Ende. Es wurde nicht nur festgestellt, daß es sich dabei um altes Blut handelt, es kam noch etwas hinzu. Die Fachleute untersuchten es genauer. Sie nahmen die chemischen und biologischen Analysen sehr ernst und stellten fest, John...« Er sprach mich jetzt direkt an. »Daß dieses Blut praktisch mit Ihrem identisch ist. Es besitzt die gleiche Blutgruppe und auch den gleichen Rhesusfaktor...«

Stille — Schweigen...

Wir hockten vor Sir James und schauten auf den Brief. Über meinen Rücken rieselte es plötzlich kalt. Die Haut im Nacken zog sich zusammen. »Sie sagen nichts, John!«

Ich starrte Sir James an. »Zufall«, flüsterte ich. »Das ist alles ein verdammt Zufall.«

»Tatsächlich?«

Ich nickte heftig, wobei Suko gleichzeitig den Kopf schüttelte. Er glaubte nicht daran.

»Nein«, sagte der Superintendent. »Ich will und ich werde nicht an einen Zufall glauben. Nicht nach diesem Brief, der uns geschickt wurde. Es tut mir leid, da steckt mehr dahinter. Das alles zeigt die Handschrift des absolut Bösen, eben Euzifers.«

Ich widersprach ihm in diesem Punkt nicht, dafür in einem anderen.
»Sir, mein Blut kann nicht zweihundert und mehr Jahre alt sein. Das ist einfach nicht möglich.«

»Es ist Ihr Blut, und es ist trotzdem nicht Ihr Blut, John.«

»Das ist höhere Mathematik.«

»Kann sein. Oder ein magisches Rechenexempel, eingeleitet durch den absoluten Herrscher Luzifer.«

»Sie tendieren dorthin?«

»Ja.«

»Und du, Suko?«

»Ich auch.«

Mein Nicken galt beiden, gleichzeitig auch mir selbst. »Stimmt, wenn ich das Eintreffen des Briefes mit den Dingen in Zusammenhang bringe, die heute geschehen sind, könnte ich es ebenso sehen. Das Kreuz am Himmel, unser persönliches Unwohlsein. Da steckt schon einiges mehr dahinter, befürchte ich.«

»Die Jagd auf Sie hat begonnen, John!«

»Wirklich nur auf mich?« Ich schaute mich um. »Könnte es nicht sein, daß er uns alle im Visier hat?«

»So wie ich mich fühle, schon!« stimmte mir Suko zu.

»Gibt es eine Waffe gegen Luzifer?« Sir James kam wieder auf den Kern des Problems zu sprechen.

Ich hob die Schultern. »Eigentlich nicht. Man kann ihn nicht vernichten. Er ist das absolut Böse, das seit dem Bestehen der Welt und der ersten gewaltigen Auseinandersetzung Bestand hat. Ich bin nicht so vermessen, zu behaupten, daß ich das Böse aus der Welt entfernen könnte. Nein, Sir, das ist nicht der Fall.«

»Was können wir dann tun?«

»Es zurückschlagen. Ihm eine Niederlage beibringen, obwohl mir dies fast schon unmöglich erscheint. Luzifer ist nicht Asmodis. Er ist Beelzebub, Baphometh und Asmodis zusammen. Diese drei bilden

eben diese verfluchte Einheit. Wir müßten schon alle drei aus der Welt schaffen, um etwas erreichen zu können.«

»Dann sehen Sie also keine Chance?«

»Nicht für eine direkte Vernichtung. Ich gehe davon aus, daß er lange genug gewartet hat, um endlich zuschlagen zu können. Meiner Ansicht nach hat er den Anfang damals gemacht, als er durch Lilith eingriff, die mir die Zeichen auf dem Kreuz stahl. Somit hatte er stets Verbindung zu mir bekommen.«

»Wäre denn das Kreuz auch wirkungslos gegen ihn?«

»Das ist eine sehr gute Frage, Sir, auf die ich Ihnen leider keine Antwort geben kann. Der Teufel haßt es wie die Pest, Beelzebub und Baphometh ebenfalls, aber die drei zusammen, die Luzifer bilden, sie sind ihm wahrscheinlich überlegen.«

»Da können wir uns nicht einmal ein Loch buddeln und uns darin verstecken«, sagte Suko.

»Das habe ich auch nicht vor, mein Freund.«

»Was dann?« erkundigte sich der Superintendent.

Mein Lächeln fiel etwas schief aus. »Ich werde den Kampf aufnehmen, Sir!«

Von vorn und von der Seite wurde ich angeschaut. Einmal war es mein Chef, zum anderen Suko.

»Wie denn?« fragte der Superintendent leise.

»Das weiß ich selbst noch nicht. Ich kann es mir einfach nicht leisten, im Bett zu bleiben und mich in einen Weltschmerz zu flüchten. Sorry.«

Suko schlug mir auf die Schultern. »Okay, das hätte ich auch getan. Fragt sich nur, wo wir anfangen.«

Sir James hob den Brief hoch. »Das ist unsere einzige Spur«, erklärte er.

»Nicht ganz. Ich denke da an das Kreuz, das ich am Himmel sah. Es muß Zusammenhänge geben.«

»Stimmt, John. Bisher hat er reagiert, wir konnten nichts tun. Er wird weiter reagieren, er wird gewisse Dinge einfach forcieren müssen, um zu seinem Ziel zu kommen.«

»Unser Tod?« fragte Suko.

»Auch«, erwiderte ich. »Und gleichzeitig die Vernichtung des Kreuzes. Es ist die Hauptwaffe, die ich habe. Selbst Luzifer kann nicht direkt heran, weil sich an seinen vier Enden die Erzengel eingraviert haben. Sieh das richtig und im Zusammenhang mit der Entstehung des Guten und des Bösen. Es ist einmal geschlagen worden. Die Erzengel haben ihn, seine Vasallen und auch Lilith in die Finsternis der Verdammnis gestoßen. Das geschah zu Beginn der Zeiten. Es war die Entwicklung der uns bekannten Welt, wahrscheinlich überhaupt die des gesamten Lebens. Damals schon gab es den großen Kampf, der sich bis heute fortgesetzt hat. Nicht immer in diesen gewaltigen Dimensionen, aber auf anderer, wenn auch geringerer Ebene im täglichen Leben.«

»Gut gesagt.«

Ich hob die Schultern. »Eine andere Erklärung gibt es auch nicht. Ich jedenfalls rechne damit, daß wir in den nächsten Tagen, vielleicht schon Stunden, vor die Entscheidung gestellt werden, alles zu riskieren. Entweder gewinnen wir, oder wir gehen unter!«

»Man kann nicht gegen Luzifer voll gewinnen!« widersprach Sir James.

»Richtig. Aber man kann ihn zurückstoßen. Hineinhämmern in seine verfluchte Welt.«

»Und wer hilft uns?« fragte Suko.

Ich war mit meinen Gedanken woanders gewesen und hatte ihm nicht folgen können. »Wie meinst du das?«

»Allein stehen wir auf verlorenem Posten.«

»Helfer?« Ich hob die Schultern und lachte leise auf. »Soll ich dir unsere Freunde aufzählen?«

»Das brauchst du nicht. Keiner von ihnen besitzt die Macht, um gegen Luzifer anzugehen.«

»Dann stehen wir allein.«

Suko runzelte die Stirn. »Nicht ganz, denn ich denke da etwas anders als du.«

»Dann mal raus damit.«

»Ich denke eher an die Helfer aus dem Geisterreich. An den Seher, die Erzengel, Salomo, Hector de Valois, die Königin von Saba, die auch auf deiner Seite steht. Vielleicht kannst du auch mit dem Dunklen Gral etwas erreichen. Dabei habe ich Kara und Myxin nicht einmal erwähnt.«

Ich nickte. »Das wäre in der Tat eine geballte Macht, Suko.« Ich hob die Schultern. »Schade...«

»Was ist schade?«

»Daß wir nicht einfach mit den Fingern zu schnippen brauchen, um sie herzuholen.«

»Jetzt willst du mich auf den Arm nehmen.«

»Keinesfalls. Im Prinzip gebe ich dir sogar recht. Irgendwo stimmt alles, muß alles stimmen. Nur die Realisierung ist meines Erachtens unmöglich.«

Sir James hob seinen Zeigefinger. »Nicht ganz, meine ich. Wenn das Kreuz in Gefahr ist, wenn sich in seinem Umkreis etwas zusammenbraut, dann müßten es die anderen Kräfte und Mächte doch merken. Sie dürften nicht zulassen, daß es vernichtet wird.«

»So sehe ich das auch«, sagte Suko.

Ich war da skeptisch. »Und du meinst wirklich, daß uns Wesen wie der Seher und andere so einfach zur Seite stehen werden? Daß sie sich uns zeigen, herkommen...«

»Nein, du mußt sie schon rufen.«

»Kann ich das?«

Suko schaute mich fast beleidigt an. »John, wo hast du deine

Gedanken! Du kannst das Kreuz aktivieren. Du rufst die Formel und...«

»Ja, ja, schon, aber ich sehe das nicht so. Ich kann nicht einfach hingehen und Dinge in Bewegung setzen, die noch in einer gewissen Starre liegen. Bisher haben wir es nur mit Vermutungen zu tun. Da ist niemand, der uns hätte Rechenschaft geben können. Ich weiß nicht, ob ich das Richtige oder Falsche tue...«

»John, du bist durcheinander.«

»Ja, Suko, ich bin es wirklich. Dieser Morgen hat mich geschockt. Ich weiß im Augenblick nicht, wie ich reagieren soll. Tut mir leid. Ich habe den Überblick verloren. Dieser verdammte Brief, die Blut-Analyse, das alles hat mich aus der Fassung gebracht. Ich komme so einfach nicht mehr weiter, verstehst du?«

Sir James griff ein. »Halten oder einigen wir uns so, John. Sie werden sich zurückziehen so gut wie möglich. Warten wir ab, was geschehen wird. Wir alle sind keine heurigen Hasen und könnten uns eigentlich etwas zutrauen. Wir stecken auch vor Luzifer den Kopf nicht in den Sand. Wir werden kämpfen müssen.«

Er wartete unsere Reaktion ab. Suko erklärte sich einverstanden, ich stand ihm nicht nach. »Dann sehen wir weiter.«

»Kann ich den Brief haben, Sir?«

»Sicher, John.«

Ich nahm ihn an mich, steckte ihn aber nicht ein. Im Flur las ich den Text noch einmal. Suko schaute mir dabei über die Schulter und las mit. »Das ist eine Kampfansage«, flüsterte er, »das ist eine verdammte Kampfansage der Hölle.«

»Leider nicht von Asmodis«, fügte ich noch hinzu. »Dieser Luzifer steht drei Stufen höher.«

Ich steckte den Brief in meine Innentasche. »Wie geht es dir jetzt?« fragte ich meinen Freund.

Er strich über seine Stirn. »Der Druck ist weg. Zum Glück, aber fit

fühle ich mich nicht. Und du?«

»Wer ist schon fit?«

»Angeschlagen gegen Luzifer«, sagte mein Freund mit Galgenhumor.

»Himmel, das wird was werden.«

Ich gab keine Antwort und dachte diesmal an sehr profane Dinge, wie Glendas Kaffee, den sie für uns frischhalten wollte. Als wir das Vorzimmer betraten, wandte sie uns den Rücken zu. Sie stand etwas gebückt, rechts von der Kaffeemaschine, an einem Schrank, wo sie auch Akten aufbewahrt hatte.

»Da sind wir wieder«, sagte ich bewußt forsch.

»Jetzt schon?« fragte sie.

Ich blieb stehen, als hätte mich jemand getreten. Verdammt, die Stimme, die da gesprochen hatte, gehörte nicht Glenda Perkins. Trotzdem kannte ich sie. Ich würde sie nie vergessen und ewig in Erinnerung behalten. Mit dieser Stimme hatte bisher nur eine Person zu mir gesprochen. Lilith, die erste Hure des Himmels und Frau an Luzifers Seite!

Vor ihr lag der Gang!

Dunkel und hell zugleich. Blaue Schwaden wühlten sich durch die leere Fläche zwischen den Wänden, wallten lautlos wie feuchte Ufernebel weiter, ohne jedoch richtig voranzukommen. Sie verließen den Gang nicht, obwohl sie aus unergründlichen Quellen immer wieder Nachschub bekamen, wenn sich einige Wolken allmählich verflüchtigt hatten. Der Gang war da.

Ohne Anfang, ohne Ende. Er war vorhanden, man mußte ihn als Tatsache hinnehmen.

Er schwebte irgendwo im Raum, lag zwischen den Welten, war wie eine Röhre oder ein Tunnel, der in die Ewigkeit hineinstach. In ihm stand eine Gestalt.

Eine Frau. Blond das Haar. An den beiden Seiten des Kopfes nach unten fließend. Die Außenrollen berührten gerade so die Schultern. Eigentlich eine unmoderne Frisur, die jedoch so wirkte, als wäre sie einmal moderner gekämmt worden. Mit dieser Frisur stieg man ins Bett, um zu schlafen.

Auch das Kleid der Frau erinnerte mehr an ein Nachtgewand als an das Kleidungsstück, das tagsüber getragen wurde. Es war lang, weiß, durchscheinend. Ein hauchzartes Etwas aus dünnem Stoff, das den Körper der Blondine glockenförmig umschwang.

Die Frau trug keine Schuhe. Aus dem schwingenden Saum schauten die nackten Füße hervor. Sie verschwanden hin und wieder in den anrollenden, blaubleichen Nebelwolken.

Die Ärmel des Kleidungsstücks endeten in Höhe der Ellbogen. Die weite Öffnung ließ die am Körper herabhängenden Arme etwas starr erscheinen, aber es paßte zu der Erscheinung, die sich nicht bewegte und still auf der Stelle stand.

Ein blasses Schlafgesicht schaute in die Tiefe des Ganges hinein, als wollten die großen Augen die Nebelwolken durchdringen. Es gab keine einzige Lichtquelle, dennoch war es nicht dunkel. Der geheimnisvolle Nebel schien zu leben. Er trug gewisse Mikroorganismen in sich, die eine magische Botschaft transportieren und das Gehirn der Frau erreichten.

»Komm, komm zu uns. Geh weiter und schau...«

Auf dem Gesicht der Frau bewegte sich die Haut. Es war ein hübsches Gesicht, nicht mehr ganz jung, fraulich, mit blaugrauen, eindrucksvollen Augen, in denen die Pupillen jetzt allerdings ziemlich leer wirkten. Die Frau hatte die Worte zwar verstanden, nur traute sie sich nicht, den ersten Schritt zu tun.

Sie wartete noch...

Wieder hörte sie das Locken. Es waren mehrere Stimmen, die sie riefen, für sie aber wie eine klangen.

»Komm, Jane Collins, komm. Du bist diejenige, die ihm die Botschaft überbringen wird. Du kennst dich aus in den Regionen der Finsternis. Du hast einmal zu denen gehört, die dem Teufel dienten. Jetzt beweise, daß du es nicht verlernt hast.«

Es waren Worte, die Jane schreien wollte, es aber nicht schaffte. Sie drangen ihr einfach nicht über die Lippen, aber die andere Kraft, die ihren Willen beeinflusste, war stärker geworden, und sie trieb Jane Collins voran.

So ging sie die ersten Schritte.

Vergleichbar mit den Bewegungen einer Tänzerin, die sich ›aufwärmen‹ will. Sie streckte den Fuß aus und tauchte ihn ein in den bläulichgrauen Nebel.

Das war der Weg, den sie nehmen mußte. Hinein in den Tunnel, der Ewigkeit entgegen.

Nebel, Wände, der Boden und Jane Collins verschmolzen zu einer Szene. Wer sie hätte sehen können, der hätte sie für eine geisterhafte Erscheinung halten müssen, aber Jane Collins, die ehemalige Hexe, war eine Gestalt aus Fleisch und Blut.

Der Gang schluckte sie. Bei jedem Schritt hatte sie das Gefühl, von kalten Armen berührt zu werden. Die Arme schwangen bei jeder Bewegung mit.

Der rechte Arm war etwas länger als der linke. Aus der Faust stieß etwas hervor.

Die Klinge eines Messers!

Es war eine sehr lange Klinge, über die eine dunkle, sirupartige Flüssigkeit rann, sich an der Spitze sammelte und von dort aus zu Boden tropfte, wo sie eine Spur aus Blut hinterließ.

Und blutig waren auch die Hände der Frau. Bis zu den Unterarmen kroch die Flüssigkeit hoch.

Blut, nur Blut...

Jane sah aus wie ein Mensch, aber auch wie eine Mörderin, die von

einer schrecklichen Tat zurückkehrt.

Sie ging nicht schwingend oder lässig, sondern mit steifen, roboterhaft anmutenden Schritten, als würde sie von einem unsichtbaren Wesen an der langen Leine geführt.

Sie legte eine gewisse Strecke zurück, aber sie wurde nicht kleiner. Es sah aus, als würde sie auf der Stelle gehen, obwohl sie sich fortbewegte. Dann hörte sie etwas.

Zunächst klang es wie ein fernes Summen. Weit entfernt noch, im Nebel liegend, der sie umwaberte. Jane spitzte die Ohren, sie wollte herausfinden, was dieses Summen bedeutete. Stammte es von irgendeinem Gerät oder etwa von Menschen, die einem gewissen Gesang frönten?

Jane Collins setzte sich wieder in Bewegung. Die Messerklinge war fast blank, das Blut hatte seinen Weg von der Spitze aus gefunden und war zu Boden getropft.

Die Spur aber blieb. Niemand war da, um sie zu entfernen. Sie würde stets an den Weg erinnern, den Jane Collins geschritten war, als sie sich der Geräuschquelle näherte.

Das Summen hatte sich verändert. Nun vernahm sie den Gesang aus zahlreichen Kehlen, ohne allerdings die Sänger entdecken zu können. Nur Männerstimmen sangen. Keine einzige Frauenstimme schickte ihren hellen Sopran über die tiefen Stimmen hinweg.

Jane wurde vom Gesang der Männerstimmen angelockt. Sie schritt ihnen entgegen. Sie blühte dabei innerlich auf. Sie wollte wissen, wer sie lockte.

Jane ließ sich nicht aufhalten. Der Nebel umfing sie, schob sie weiter oder umwallte sie wie eine Kleid.

Plötzlich konnte sie sehen und erkennen!

Innerhalb der Bläue zeichnete sich etwas ab. Ein noch dunkleres, fast schwarzes Gebilde, das am Boden des Ganges begann und hochreichte bis zur einer für sie nicht sichtbaren Decke oder in den

Nebel hinein. Eine Mauer, ein Tor, eine Tür? Vielleicht ein Durchgang in die Ewigkeit?

Jane Collins wußte es nicht. Sie konzentrierte sich allein auf das Hindernis, hinter dem der monotone Gesang seine Quelle besaß. Jane ging selbst, aber sie bekam den Eindruck, als würde die Tür oder die Mauer auf sie zukommen. Es war unheimlich, die Sperre tanzte und bewegte sich innerhalb der wallenden Schleier.

Vor der Mauer blieb Jane stehen.

Sie spürte nicht, daß sie atmete. Sie kam sich vor wie ein Geistwesen, das keine Luft mehr zu holen braucht. In der rechten Hand hielt sie das lange Messer, die linke aber hob sie, wie auf einen Befehl hin. Sie wollte klopfen.

Dazu kam sie nicht mehr. Die Tür schwang, wie von Geisterhänden gezogen, auf. Sie glitt nach innen, hinein in den Raum oder das Gewölbe, das hinter dieser geheimnisvollen Tür lag. Ein zögernder Schritt brachte Jane Collins auf die Schwelle der Tür. So blieb sie stehen und schaute in eine lichtlose, dennoch erkennbare Kälte hinein, wo sich die Anwesenden wie Schatten bewegten, als wären sie die Projektionen derer, die auf der normalen Welt lebten und dort ihrer Tätigkeit nachgingen.

Es war ein anderes, ein fremdes Reich, das sich ihr eröffnet hatte. Furchtbar und menschenfeindlich. Grausam, abstoßend und abweisend, dennoch lockend.

Ihr Blick glitt langsam in die Runde.

Die Gestalten waren nur mehr als Schatten für sie erkennbar. Sie hatten allesamt eine bestimmte Position eingenommen, saßen in einem Halbkreis und sangen.

Bisher hatte Jane den Gesang nur als fernes Rauschen vernommen. Zum erstenmal hörte sie ihn aus der Nähe, und sie empfand ihn wie einen mächtigen akustischen Orkan, der sie umtobte, als wollte er sie von der Türschwelle fortreißen.

Ein Gesang aus den Kehlen der erstarrt dastehenden Schatten. Ein unheimliches Brausen, furchtbar und nicht mit den Gesängen zu vergleichen, die Kirchen und Tempel erfüllen. Nein, diese Stimmen waren dumpf.

Jede einzelne von ihnen möglicherweise leise, so als würde sie aus der Tiefe eines Grabes an die Oberfläche steigen.

Die schreckliche Monotonie, das furchtbare Brausen jagte in ihren Kopf, füllte ihn bis in jeden Winkel aus und schien sie selbst hochheben zu wollen, um sie hineinzuzerren in eine Welt ohne Anfang, Ende und auch ohne Grenzen.

Was vor ihr lag, wußte sie nicht, aber sie umklammerte den Griff des Messers härter, so daß ihre Knöchel spitz hervorstachen und so wirkten, als wollten sie die dünne Haut sprengen.

Da war wieder der Befehl aufgeklungen.

Er galt ihr — und dem Messer!

Sie ging weiter. Ihr Körper zuckte, als sie den ersten Schritt über die Schwelle trat. Das Gesicht war starr, auch ihre Augen bewegten sich nicht. Zwei fest zusammengepreßte Lippen bildeten den Mund. Jane kam sich vor wie eine Statue oder wie eine der schattenhaften Gestalten, die trotz allem lebten.

Die Monotonie des Gesangs änderte sich kaum. Sie blieb stets auf dem gleichen Level, mal schwang sie etwas an, ansonsten überwogen die tiefen, düsteren Töne.

War es überhaupt ein Raum, in den sie schaute? Mauern konnte Jane so gut wie keine erkennen. Er schien begrenzt und gleichzeitig grenzenlos zu sein, wie eben das All, das Wissenschaftler auf diese Art und Weise zu erklären versucht hatten.

Das All im kleinen. Durchsetzt von den Gedanken des Bösen, des Chaos, einfach der Ordnung des Teufels.

Jemand bewegte sich vor ihr. Der Schatten zuckte herum, als würde ein Reflex über einen Spiegel huschen. Jane hatte nicht gesehen, ob

er ihr das Gesicht oder den Hinterkopf zugekehrt hatte, jedenfalls besaß er menschliche Umrisse.

Er kam auf sie zu.

Nicht gestaltlos, wie die Wesen des Spuks, der im Reich der Schatten herrschte. Nein, dieser hier war ein Mensch dem Äußeren nach. Jane spürte ihn neben sich und auch die kalte Berührung an ihrer rechten Hand, als er sich ihrer annahm.

Er zog sie fort.

Jane folgte ihm willig in diesen Raum ohne Grenzen, ohne Anfang und Ende.

Es kam ihr vor, als wolle er ihr etwas zeigen. Dabei ging er einen anderen Weg als den, den er zuvor gekommen war.

In einem Halbkreis zog er sie mit.

Sie blieben stehen.

Der Schatten hob ihren rechten Arm an und damit auch das lange Messer, dessen Klinge nun schräg in die Tiefe deutete, wo Jane sogar ein Ziel sah.

Das Ziel endete in halber Höhe vor ihr, war rund und zeigte doch einen länglichen Mittelpunkt. Leider konnte sie nicht erkennen, um was es sich dabei handelte, dafür hörte sie den Befehl, der scharf in ihrem Kopf klang.

»Stoß zu!«

Sie zögerte nicht, rammte die Klinge nach unten. Auch wenn sie sich dagegen gewehrt hätte, sie hätte es nicht geschafft.

»Stoß zu! Stoß zu! Stoß zu!«

Permanent wiederholte die scharfe Flüsterstimme diesen Befehl, und Jane weigerte sich nicht. Etwas spritzte in ihr Gesicht, wahrscheinlich war es Blut, im Dunklen nicht genau zu erkennen, und sie hämmerte weiter und immer wieder. »Stopp!«

Mitten in der Bewegung erstarrte ihr Arm. Wieder rann Blut von der linken Seite und über ihren Arm hinweg. Sie wischte auch mit

der freien Hand darüber hinweg.

Vor und unter sich sah sie das geheimnisvolle Glosen, als wäre ein kleines Feuer entfacht worden.

Es war ein Licht, das sich einzig und allein auf den Gegenstand konzentrierte, den Jane mit der langen Messerklinge malträtirt hatte. Nein, das war kein Gegenstand. Wer da lag, angebunden an ein ungewöhnliches Rad, den kannte sie.

Ein Mann, blutüberströmt, verzerrte das Gesicht, gezeichnet von Janes Messerstichen.

Eine Person, die sie kannte. John Sinclair!

Jane Collins schrie wie nie...

London - Airport.

Die Männer im Tower hatten die Maschine aus Bombay einmal kreisen lassen, um den Clipper nach New York pünktlich starten lassen zu können. Nun aber gaben sie Landeerlaubnis.

Der schwere Silbervogel hatte sich in den Wolken versteckt gehalten, verließ sie nun und glitt hinein in das Licht der falschen Sonne, die ihre Strahlen auf die Außenhaut schleuderte und dort Reflexe blitzen ließ. Bis auf zwei Plätze war die Maschine ausgebucht. Europäer und Asiaten teilten sich die Sitze. Wie fast immer bei einer Landung, herrschte im Passagierraum eine gespannte Stille, die erst unterbrochen wurde, als der Vogel aufsetzte und allmählich ausrollte.

Einige Leute freuten sich dermaßen über die geglückte Landung, daß sie klatschten.

Der Vogel dockte an, die Menschen atmeten auf, bevor ein Stimmenwirrwarr losbrach.

Davon ließ sich der hochgewachsene Inder, der vorn auf den Nichtraucherplätzen saß, nicht anstecken. Er blieb so lange sitzen, bis sich die meisten der Fluggäste erhoben hatten. Dann stand auch er

auf. Man merkte seinen geschmeidigen Bewegungen das lange Sitzen nicht an. Auch in der Größe überragte er die meisten der Passagiere. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel. Die bronzefarbene Haut blieb wie glatt gebügelt. Er schenkte der Stewardess ein knappes Lächeln und trat in den langen Andockschlauch.

In der Hand hielt er einen braunen, flachen Koffer. Nichts rührte sich in seinem Gesicht, als er durch die Zollkontrolle mußte. Der Koffer wurde geöffnet, als er die Gepäckkontrolle erreichte. Bevor der Beamte etwas sagen konnte, schaute ihn der Inder nur an.

Ein Blick reichte.

Er bohrte sich in die Pupillen des Zöllners, der den Eindruck bekam, nur zwei riesige dunkle Kreise zu sehen, in denen Feuer tanzte.

»Sir, Sie können passieren«, sagte er und klappte den Deckel wieder zu, kaum daß er ihn angehoben hatte.

»Danke.« Der Mann aus Indien drehte sich um und ging davon. Erst dann erwachte der Zöllner aus seiner Kurzzeit-Hypnose und hatte den Inder vergessen.

Der schritt bereits quer durch die Halle. Wegen seines hellen Turbans war er nicht zu übersehen. Dazu trug er westliche Kleidung, einen grauen Anzug mit feinen Streifen und ein rosenholzfarbened Hemd mit einer Krawatte aus verschlungenen Pastelltönen, bei der die Motive ineinander überliefen.

Wer ihm begegnete, staunte ihn an. Und das in Heathrow, wo zahlreiche Maschinen aus der ganzen Welt landeten.

Der Inder ging dorthin, wo er Taxis finden konnte. Er nahm das erste, wurde nach seinem Ziel gefragt.

»Fahren Sie mich zu Scotland Yard«, sagte Mandra Korab...

Ihr Schrei war fürchterlich. Er schmerzte in ihren Ohren und wollte kaum ein Ende nehmen.

Eine Tür flog auf, und die schrille Stimme schaffte es kaum, den Schrei zu übertönen.

»Himmel, Jane, was ist passiert?«

Der Schrei endete in einem saugenden Geräusch, als Jane Collins Atem holte. Unbeweglich blieb sie liegen. Die Augen hatte sie geöffnet und starrte in die Dunkelheit, gegen die Schatten, auf den Toten, der ihr Freund John Sinclair war.

Nichts davon stimmte.

Jane Collins sah über sich die Decke ihres Zimmers, die vom hellen Tageslicht berührt wurde, das durch das Fenster drang und, spürte genau, wie neben ihr die Matratze Druck bekam, als die Person, die ins Zimmer gestürzt war, sich niederließ.

Es war Sarah Goldwyn, auch Horror-Oma genannt, weil sie ohne Grusel, Gänsehaut und Horror nicht leben konnte. Jane Collins, die ehemalige Hexe, wohnte seit einiger Zeit in Mrs. Goldwyns Haus, und die beiden Frauen verstanden sich prächtig.

Sie atmete heftig, denn sie war unten im Haus gewesen, als sie das fürchterliche Schreien hörte. In ihrem Alter kam man leicht außer Atem, wenn man eine steile Holzterappe hochrannte.

Besorgt blickte sie die liegende Jane Collins an. »Meine Güte, Kind, was hast du?«

»Ich... ich...« Jane fand kaum Worte.

»Du hast geträumt?«

»Ja!« stieß sie hervor.

»War es schlimm?«

»Furchtbar«, flüsterte Jane. »Es war ein schrecklicher Alptraum. Ich... ich habe so etwas noch nie erlebt.«

Lady Sarah strich mit der Hand über Janes schweißfeuchtes Gesicht. Die junge Frau lag ausgestreckt unter der Bettdecke, nur ihr Kopf schaute hervor. In den weit geöffneten Augen schimmerten Tränen.

»Beruhige dich, Jane, bitte. Es war nur ein Traum, glaub es mir.«

»Das weiß ich, Sarah. Aber er war so real, so schrecklich real. Ich habe alles deutlich erlebt.«

»Willst du darüber reden?«

Sie deutete im Liegen ein Nicken an. »Ja, ich glaube, es ist besser, wenn ich es tue.«

»Ich höre dir zu.«

Jane Collins begann zu erzählen. Sie sprach mit einer sehr leisen Stimme, und Lady Sarah mußte schon genau hinhören, um sie überhaupt verstehen zu können.

Sie regte sich während der Erzählung auf. Wieder schwitzte sie stark, ihre Lippen zitterten, und manchmal drangen die Worte nur stoßweise aus dem Mund.

»Ich habe zugestochen, Sarah. Ich habe einfach zugestochen und das Messer in seinen Körper gerammt. Ich... ich habe John Sinclair getötet.«

»Nein, Jane, das hast du nicht.« Sarah versuchte zu lächeln. »Es war ein Traum, glaub es mir.«

»Es war der Schrecken. Ich habe furchtbare Angst davor, daß er sich wiederholen kann.«

»Das wird man sehen.«

»Ein furchtbarer Tag«, hauchte Jane. »Es ist ein furchtbarer Tag heute. Dabei scheint die Sonne.«

»Vielleicht liegt es gerade daran.«

»Wie meinst du das?«

Lady Sarah hob die Schultern und schaute gegen das Fenster, wo sich zwischen den Gardinen eine Lücke auftat. »Es kann das Wetter sein, das so schlimm ist. Die Wärme paßt einfach nicht zu uns Menschen, nicht zu dieser frühen Jahreszeit. Sie nimmt uns ein, sie ist wie ein Kerker, der uns gefangenhält...«

»Ja, das weiß ich alles. Ich bilde es mir jedenfalls ein. Trotzdem

habe ich eine fürchterliche Angst. Wieso habe gerade ich John Sinclair erstochen? Sag es mir bitte.«

»Du stehst ihm nahe, Kind. Es ist klar, daß in Träumen diejenigen Personen vorkommen, mit denen du dich am meisten beschäftigt hast. So etwas ist normal.«

»Aber nicht mit dieser Intensität. Hinzu kommt noch die Umgebung. Das war dieser lange, nebelerfüllte Gang, der erst vor der Tür endete, die sich plötzlich öffnete. Ich weiß gar nicht, ob ich in einen Raum geschaut habe oder ob es das All gewesen ist. Ich hörte ja die Stimmen, die singenden Schatten und...«

»Die Phantasie spielt uns oft genug einen Streich, Mädchen. Sieh es bitte nicht so eng.«

»Vielleicht würdest du anders reden, wenn du den Traum erlebt hättest. Er war jedenfalls schrecklich.«

»Willst du mit John darüber reden?«

»Natürlich, denn ich bin fest davon überzeugt, daß er eine tiefere Bedeutung hatte. Ich komme mittlerweile zu dem Entschluß, daß sich hier etwas anbahnt, von dem wir bisher noch nichts wissen. Irgendwas liegt in der Luft, es unklammert uns und treibt uns eine schreckliche Furcht in die Knochen.«

»Eine Bedrohung?«

»Ja — nur...«

Lady Sarah nickte. »Willst du noch liegenbleiben und dich ausruhen? Es wäre besser, wenn...«

»Nein, das möchte ich nicht. Ich will...« Sie räusperte sich und erstarrte.

»Was hast du?« Lady Sarah wunderte sich über Janes Blick, derein plötzliches Erschrecken zeigte.

»Ich weiß es auch nicht genau, aber ich habe das Gefühl, als würde etwas Furchtbares geschehen sein.« Bisher hatte sie ihre Arme noch unter der Bettdecke versteckt gehalten.

Mit einer heftigen Bewegung schleuderte sie die Decke hoch, damit die Arme freilagen.

Wieder schrie sie auf, und auch Lady Sarah konnte diesmal den Schrei nicht unterdrücken.

Bis zu den Ellenbogen waren Janes Arme blutig. Und mit der rechten Faust umklammerte sie den Griff eines Messers, auf dessen Klinge ebenfalls eine dünne Blutspur lag...

Jane Collins schloß die Augen. Sie schnappte nach Luft und war vorerst nicht in der Lage, einen Kommentar abzugeben. Erst als sich ihr Atem beruhigt hatte, konnte sie wieder reden. »Ich... ich packe es nicht. Es tut mir leid. Ich... ich kann es einfach nicht begreifen. Es ist furchtbar. Schau hin, Sarah, schau hin. All das Blut, all das verdammte Blut an meinen Armen...«

»Ja, ja, ich sehe es.« Auch Sarah Goldwyn war geschockt. Damit hätte sie nie gerechnet. Das Blut strömte in ihren Kopf, das Gesicht bekam eine puterrote Farbe. Sie zitterte vor Furcht, schloß die Augen und preßte die Hand auf ihren Mund.

»Wieso?« ächzte Jane. »Wieso kommt das Blut an meine Hände und auf die Arme, Sarah? Woher habe ich die Waffe? Kannst du mir das sagen? Was habe ich getan?«

»Nichts, Jane, gar nichts.«

»Aber es ist da. Es ist alles da.«

»Du mußt dich beruhigen, Kind!«

»Wer hat mir das Messer gegeben — wer? Ich habe John damit getötet...«

»Im Traum, Jane, im Traum!«

»Nein und ja. Es war kein richtiger Traum. Ich habe so schlimm, so gegenständlich geträumt, daß ich... mein Gott, ich kann es einfach nicht begreifen!«

Sarah Goldwyn stand auf. Sie merkte, daß sie schwankte, ihr

Kreislauf spielte nicht richtig mit. An einer Stuhllehne mußte sich die Horror-Oma abstützen.

»Immer nur Blut!« flüsterte Jane Collins. »Ich habe nur Blut gesehen, als ich zustach. Mit diesem Messer habe ich ihn getötet. Mit diesem verdammten Messer!«

Sehr langsam drehte sich Sarah Goldwyn um. Jane sah furchtbar aus. Das Zimmer lag zur sonnigen Südseite hin, eigentlich herrlich. Hinzu kamen die hellen Möbel und auch die helle Tapete, die Lady Sarah nicht ohne Grund ausgesucht hatte. Sie wollte Helligkeit, Jane sollte ihr furchtbares Schicksal, das sie lange Zeit gebeutelt hatte, endgültig vergessen.

Aber konnte sie das?

Es sah nicht so aus. Dieser Schlag des Schicksals war nicht so leicht zu verkraften.

Warum ausgerechnet hatte sie dieses Schreckliche geträumt? Und wer hatte ihr das Messer gegeben? Oder hing es doch mit der Zeit zusammen, als sie noch eine Hexe gewesen war und den Teufel als Meister anerkannt hatte?

Lady Sarah drehte sich wieder um. Jane lag noch immer regungslos im Bett. Vom hellen Laken hoben sich die blutbefleckten Unterarme besonders stark ab.

»Willst du dir die Arme waschen?«

»Ja, gleich...« Sie drückte ihren Oberkörper hoch. Das Gesicht der blonden Frau wirkte versteinert. Ihr Blick war nach innen gerichtet. Er war völlig leer und ausgebrannt. Auf der Bettkannte blieb sie hocken und starrte die blutverklebten Unterarme an. Das Messer hatte sie fallenlassen. »Ich weiß nicht, was ich getan habe, um derart bestraft zu werden. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Es wird sich aufklären.«

Jane hob die Schultern. »Dabei sehe ich alles noch so deutlich vor mir, verstehst du? Die Umgebung, dieser Gang, der Nebel, das

bläulich schwarze Licht, es war alles vorhanden — und...« Sie hob jetzt den Kopf und schaute die Horror-Oma direkt an. »Ich trug sogar das gleiche Kleid, mein Nachthemd...«

»Geh jetzt ins Bad.«

»Noch nicht.« Sie lächelte etwas verloren. »Der erste Schock ist ja dahin, ich kann mich mit mir selbst beschäftigen. Schau dir meine Arme an. Hast du sie gesehen?«

»Natürlich.«

»Es sind keine Wunden vorhanden, aus denen das Blut hätte sprudeln können. Die Haut darunter ist so glatt wie sie immer war. Ich kann das nicht fassen.«

»Es ist nicht dein Blut, Jane!«

»Wessen dann?«

»Ich weiß es nicht.«

»John Sinclair!«

»Nein!« Fast entrüstet gab die Horror-Oma die Antwort: »Daran kann ich nicht glauben. Dann würde er nicht mehr am Leben sein. So mußt du das sehen, Jane.«

»Weißt du denn genau, ob er noch lebt?«

»Na, davon gehe ich doch aus.«

»Ich weiß es nicht, Sarah.« Jane senkte den Kopf und hob die Schultern.

»Ich weiß überhaupt nichts mehr in diesem verdammten Fall. Ich bin völlig durcheinander.«

»Ja, das sehe ich dir an.«

Jane erhob sich. Mit wachsbleichem Gesicht und mechanisch gesetzten Schritten setzte sie sich in Richtung Tür in Bewegung. »Ich möchte jetzt duschen, Sarah. Bitte, bleibe in der Nähe.«

»Keine Sorge.«

Die Horror-Oma schritt hinter Jane her. Sie schaute auch mit ihr in das Bad, wo sich unter anderem auch eine Dusche befand. Auch

durch dieses Fenster fiel das Licht der Sonne. Der kleine Raum wirkte hell und freundlich. Da war nichts, was auf einen makabren Vorgang hinwies. Janes Blutarme wirkten wie ein schreckliches Schaustück. Sie drehte sich noch einmal um und sah das Lächeln auf Sarah Goldwyns Gesicht. Die Horror-Oma stand an der Tür, wollte noch etwas sagen, als das Telefon anschlug.

In jeder der drei Fragen stand ein Apparat, auch in der unter dem Dach, wo sich das Grusel-Archiv der Horror-Oma befand.
»Entschuldige mich, Jane.«

»Ja, natürlich.«

Nach dem fünften Klingeln hob Lady Sarah ab. Eine ihr fremde Männerstimme meldete sich. Sehr höflich wurde gefragt, ob Jane Collins zu sprechen sei.

»Nein, Mister, sie steht unter der Dusche.«

»Das ist nicht gut. Ich rufe noch einmal an.«

»Können Sie mir sagen, wer Sie sind?«

»Oh pardon, wenn ich vergessen habe, mich vorzustellen. Mein Name ist Mandra Kobra.«

»Ach, Sie sind das! Der Inder, nicht wahr?«

»Sie kennen mich?«

»Leider nicht persönlich. John Sinclair hat mir einiges von Ihren Heldentaten berichtet.«

»Er hat bestimmt übertrieben.«

»Na, ich weiß nicht. Haben Sie einen besonderen Grund, um Jane sprechen zu wollen?«

»Ja, den möchte ich nur ihr persönlich sagen. Ich bin auf dem Weg zum Yard. Dort werden wir uns bestimmt sehen.«

»Ich sagte ihr, daß sie kommen soll. Sie wäre sowieso zu John Sinclair gefahren.«

»Gab es einen Grund?«

»Auch.«

»Darf ich ihn erfahren?«

Lady Sarah zögerte, dann gab sie sich einen innerlichen Ruck. »Es ging um einen Traum.«

»Wie bei mir. Sagen Sie ihr bitte, daß sie so rasch wie möglich kommen soll. Es drängt.«

»Was ist denn überhaupt los?«

»Die Hölle, Mrs. Goldwyn, die Hölle...« Mit diesen sehr ernst gesprochenen Worten legte Mandra auf.

Auch Lady Sarah hatte jedes Lächeln verloren. Ihr Gesicht sah sehr ernst aus, als sie vor der Tür zum Bad stehenblieb.

»Wer war es denn?« rief Jane gegen das Rauschen der Dusche an. Lady Sarah öffnete die Tür. Jane hatte den Luftzug gespürt und streckte ihren Kopf durch den Spalt in der klappbaren Duschwand.

»Sag, wer ist es gewesen?«

»Mandra Korab!«

»Was?« rief sie.

»Ja, der Inder. Er wollte dich sprechen und erwartet dich bei John Sinclair im Yard. Ich glaube, Jane, es ging um deinen Traum, denn auch er hat von einem Traum gesprochen.«

Völlig überrascht stieg Jane aus der Duschkabine. »Das... das kann doch nicht wahr sein.«

»Ich lüge nicht.«

Sie fuhr durch ihr nasses Haar. »Er hat geträumt, ich habe geträumt. Wie soll das enden?«

Lady Sarah hob die Schultern, bevor sie sagte: »Hoffentlich sind in diesem Fall die Träume auch nur Schäume...«

»Das«, so erwiderte Jane, »glaube ich wiederum nicht...«

Es war die verfluchte, die verdammte Stimme, die mich fast zur Raserei brachte, mich aber trotzdem derart geschockt hatte, daß ich auf dem Fleck stehenblieb und mich nicht mehr rührte.

Lilith und Glenda. Waren sie eine Person? Glenda hatte mit Liliths Stimme geredet.

Suko hielt sich zurück. Er wußte genau, daß diese Sache nur mich etwas anging.

Noch immer drehte uns Glenda den Rücken zu. Ich näherte mich ihr auf Zehenspitzen und wollte ihr auf die Schulter tippen, als sie sich aufrichtete und sich umdrehte.

»John!« fuhr sie mich an. »Meine Güte, hast du mich erschreckt!«

Ich stierte sie nur an, mehr konnte ich einfach nicht tun. Ihre Stimme hatte wieder normal geklungen, keine Spur mehr von Liliths Organ. Glenda hob die Hand und wischte eine Handbreit vor meinen Augen hin und her.

»Bist du nicht mehr ganz in der Welt?«

»Doch«, flüsterte ich, »schon.«

»Und?«

»Wieso?«

»Weshalb stierst du mich so an wie jemand, der nicht alle Tassen im Schrank hat? Es kommt mir vor, als würdest du mich heute zum erstenmal sehen. Dir muß das Wetter tatsächlich auf den Keks geschlagen sein, einen anderen Grund...«

»Glenda, du warst vorhin eine andere.«

»Uaahhh«, sagte sie und streckte ihren Arm abwehrend vor. Dann ging sie rasch zur Seite. »Dieser Mann kostet mich Nerven, der macht mich noch ganz krank.«

»Glenda, bitte. Ich spaße nicht.«

»Suko, sag du was.« Sie war neben der Maschine stehengeblieben.

»Es war in der Tat ungewöhnlich.«

»Was war ungewöhnlich, bitte schön?«

»Die Sache mit dir.«

»Ich habe nichts getan.«

»Fast nichts, Glenda. Du hast nur mit einer anderen Stimme

gesprochen, als wir eintraten.«

Ihre Blicke sagten deutlich, daß sie uns beide für verrückt hielt.

»Was soll ich gesagt haben?«

»Jetzt schon, hast du gefragt.«

»Und weiter, John.«

»Nichts. Nur war deine Stimme eine andere gewesen. Ich habe sie genau erkannt.«

Glenda wollte grinsen, was ihr allerdings nicht so recht gelingen wollte.

»Interessant«, sagte sie. »Darf ich fragen, mit welcher Stimme ich gesprochen haben soll? Etwa mit der von Margaret Thatcher?«

»Nein, das wäre gut gewesen. Du hast mit einer anderen Stimme die Frage gestellt. Mit der einer gewissen Lilith.«

»Was?« schrie Glenda, die Bescheid wußte. »Mit der Stimme von Luzifers Hure?«

»Ja.«

Sie lachte. Zuerst hell und klar, dann jedoch zerfaserte dieses Lachen, und ihr Blick bekam einen nachdenklichen Ausdruck. Sie hob die Schultern. »Es ist so ungewöhnlich«, sagte sie. »Aber ich kann mich an nichts erinnern.«

Ich hatte mich gesetzt. »Meinst du jetzt an Lilith?«

»Ja, natürlich. Wenn ich doch mit ihrer Stimme gesprochen haben soll, dann muß...« Sie schlug sich gegen die Stirn. »Doch, John, da ist schon etwas gewesen.«

»Was denn?«

»So ein komisches Gefühl.« Sie wühlte mit den Fingern durch das dunkle Haar.

»Damit kann ich nichts anfangen, Glenda.«

»Weiß ich. Deshalb versuche ich, es in Worte zu fassen. Ein... ein Sekunden-Blackout...« Sie hob den Blick. Fast bittend sah sie mir in die Augen. »Verstehst du das?«

»Nicht direkt, das kann nur der richtig begreifen, den es auch betrifft.«

»Wie war es denn genau?« fragte Suko. »Kannst du dich noch daran erinnern? Kam es plötzlich...?«

»Ja, wie ein Blitz.« Sie schaute zu den Karteikästen hin. »Ich wollte dort einen älteren Brief hervorholen, hatte mich schon gebückt, als es mich urplötzlich überkam. Es war wie ein Schock.« Sie schaute uns an. »Verdammt, mir fehlen einige Sekunden.«

»Da hat Lilith zugeschlagen«, sagte ich.

»Wie war das möglich?«

Ich hob die Schultern an. »Frag mich etwas Leichteres, Glenda. Ich habe keine Ahnung.«

»Ich kann es mir denken«, sagte Suko. Er zielte mit dem Zeigefinger auf meine Brust. »Du trägst das Kreuz, John. Es hat dich bisher immer beschützt, jetzt aber kann es dir und uns zum Verhängnis werden, denn es ist die Brücke zwischen Luzifer und uns. Dein Kreuz, auch wenn du es nicht wahrhaben willst.«

»Nein, das will ich auch nicht.«

»Dann nenne mir bitte eine andere Möglichkeit. Ich wüßte keine.«

»Gesetzt den Fall, du irrst dich nicht, Suko. Was sollte ich dann deiner Ansicht nach unternehmen?«

»Leg es ab.«

»Damit wäre ich wehrlos. Vielleicht will Luzifer das nur. Vielleicht kommt er deshalb nicht an mich heran, weil ich eben dieses Kreuz noch besitze und unter einem gewissen Schutz stehe.« Der Klang meiner Stimme war schärfer geworden, ich hatte mich über Sukos Bemerkungen geärgert und wollte es einfach nicht wahrhaben.

»Reg dich nicht auf, John. Es ist nur eine der Möglichkeiten. Sie ist mir eingefallen.«

»Nein, ich lasse darauf nichts kommen.«

Das Telefon unterbrach meinen Satz. Glenda hob ab, lachte und sagte

»Hi, Jane.«

Ich schielte hin und erkannte, daß Glenda die Lippen zusammenpreßte.

»Es ist für dich.«

»War Jane komisch?«

»Etwas.«

Ich nahm den Hörer entgegen und meldete mich. Glenda hatte nicht gelogen. Janes Stimme hörte sich meines Erachtens zwar nicht komisch ab, sie klang jedoch etwas gehetzt.

»John, ich werde zu dir kommen. Jetzt gleich, in dein Büro. Ich muß dich sprechen.«

»Um was geht es denn?«

»Es handelt sich um einen Traum.«

»Träume sind...«

»Keine Schäume in diesem Fall. Der Traum war furchtbar, und er hatte auch mit dir zu tun. Aber ich bin nicht die einzige, die dich oder euch besuchen wird. Mandra Korab ist ebenfalls auf dem Weg.«

»Mandra?« rief ich. »Aus Indien?«

»Er rief bei uns an.«

»Warum hat er mir denn nichts gesagt?«

»Das kannst du ihn selbst fragen. Bis gleich dann.« Sie legte rasch auf und ließ mich völlig konsterniert zurück.

»Was war los?« wollte Suko wissen.

»Tja«, sagte ich nachdenklich und schritt tiefer in das Büro hinein, um Sukos Frage zu wiederholen. »Was war los?«

Ich lächelte knapp. »Wir bekommen Besuch.«

»Von wem?« fragte Glenda. »Ich meine, Jane hat angerufen. Erscheint außer ihr noch jemand?«

»Ja — Mandra Korab!«

»Das ist doch nicht wahr!« flüsterte Suko.

»Weshalb sollte Jane Collins lügen?«

»Mandra.« Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Himmel, was willst du denn hier?«

»Bestimmt keine Stippvisite. Bei ihm und Jane war das Grundmotiv ein Traum.«

»Das begreife ich nicht«, sagte Suko.

»Ich auch nicht, aber wir müssen uns damit abfinden. Es geht bei beiden um Träume.«

»Welcher Art?«

»Das hat sie nicht gesagt.«

Glenda mischte sich ein. »Ich verstehe nur nicht, weshalb uns Mandra nicht Bescheid gesagt hat.«

»Das ist auch mir ein Rätsel«, sagte ich. »Jedenfalls braut sich etwas zusammen.«

»Ob das alles mit den Dingen zu tun hat, die wir erlebt haben?« hauchte Glenda. Sie schüttelte sich, als hätte ihr jemand Wasser über die Schultern geschüttelt. »Ich spreche mit einer fremden Stimme während eines Blackouts, du, John, siehst ein Kreuz am Himmel...«

»Und von Sir James habe ich eine mit Blut beschriebene Nachricht bekommen, daß Luzifer mich jagen will.«

Dieser Satz schockte Glenda. »Du hast was bekommen?«

»Lies selbst.«

Ich reichte ihr den Brief. Sie überflog ihn und schüttelte den Kopf. »Das ist schlimm«, flüsterte sie. »Meine Güte, das ist schlimm. Was willst du dagegen tun?«

»Nichts, Glenda. Wir müssen abwarten. Ich gehe davon aus, daß Luzifer seine Kreise bereits gezogen hat. Das Netz lauert. Er braucht nur darauf zu warten, daß wir hineinfallen.«

»Wirst du?«

»Sind wir nicht schon drin?« fragte Suko.

»Richtig.« Ich nickte. »Dabei gehe ich davon aus, daß sich auch Jane Collins und Mandra Korab in den Maschen verstrickt haben. Sie haben es nur noch nicht bemerkt.«

Glenda hob die Schultern. »Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als auf Mandra Korab zu warten.«

»Du sagst es.«

Ich dachte nach. Eine Reise von Indien nach London ist kein Spaziergang. Wenn Mandra diesen langen Flug auf sich nahm, dann hatte er seinen Grund. Dann mußte irgend etwas Gravierendes eingetreten sein. Aber was konnte es sein?

Ich zerbrach mir darüber den Kopf, ohne eine Lösung zu finden. Mandra war kein Europäer. Er entstammte einem völlig anderen Kulturkreis, kämpfte zwar auch gegen die Mächte des Bösen, doch mit anderen Vorzeichen. Mit meinem Kreuz oder den christlichen Mythologien hatte er nichts zu tun. Seine Welt war die der indischen und asiatischen Sagenkreise. Wenn er nun kam, mußten sich zwei Kreise berührt und überlappt haben.

Das wäre nicht das erstemal passiert. Schon des öfteren hatten Mandra und ich zusammengearbeitet und immer wieder Wege aus einer dämonischen Misere gefunden.

Ich dachte wieder an den Brief. Luzifer hatte ihn mit altem Blut geschrieben.

Ein Blut, das mit dem meinen identisch war. Zufall oder nicht?

Bei Luzifer glaubte ich einfach nicht an Zufälle. Der war viel zu raffiniert und durchtrieben. Überhaupt konnte man den Kräften der Hölle nicht trauen.

Wir warteten auf ihn.

Jeder von uns saß ruhig da, doch jedem war die innere Spannung anzumerken, die uns umklammert hielt. Wenn Suko den Mund zu einem Lächeln verzog, wirkte es verkrampft. Als Glenda sich die Haare zurückstrich, tat sie es mit einer fahrigen Geste. Ich bewegte

meine Finger häufiger als gewöhnlich, keiner reagierte normal, selbst Suko nicht, der hin und wieder die Stirn in Falten legte, als hätte er über ein besonders starkes Problem nachzudenken.

Und draußen lag der weite Himmel. Erfüllt vom Glanz der Sonne. Für meinen Geschmack brachte sie ein unnatürliches Licht. Intensiv gelb, aber auch mit rötlichen Strahlen dazwischen, so daß hin und wieder ein kupferfarbener Glanz entstand.

Glenda schaute auf die Uhr. »Eigentlich müßte er schon hier sein«, flüsterte sie.

»Denk an den Verkehr.«

»Ja, Suko, ja.« Sie stand auf. »Ich koche uns frischen Kaffee.«

»Eine gute Idee, Glenda. Und vergiß auch nicht, den Tee aufzusetzen«, riet ich ihr. »Mandra wird ihn genießen und Suko auch.«

»Geht klar.«

Sie hatte den Raum kaum verlassen, um frisches Wasser zu besorgen, da meldete sich das Telefon. Suko saß dem Apparat am nächsten, hob ab und nickte mir zu.

Also war Mandra eingetroffen.

Suko bot sich an, unseren indischen Freund unten aus der Halle abzuholen.

Er rieb seine Hände. »Das wird ein Spaß. Jetzt bin ich gespannt, wie es läuft.«

Er und Glenda gaben sich die Türklinke in die Hand. Glenda bekam einen roten Kopf, als sie hörte, daß Mandra endlich eingetroffen war. Sie schwärmte für den hochgewachsenen Inder mit der dunklen Haut und den Kohleaugen.

Er sah so vital aus wie immer. Den hellen Turban trug er auf dem Kopf. Der graue moderne Anzug stand ihm ausgezeichnet, ebenso das Hemd, dessen Farbe ein gebrochenes Weiß zeigte. Glenda bekam tatsächlich rote Wangen, als Mandra sie formvollendet und höflich

begrüßte. Wir schauten uns an, umarmten uns. Ich hörte, wie Mandra Korab tief durchatmete. »Ihr lebt«, sagte er zur Begrüßung, »das allein zählt und ist wichtig.«

»Weshalb sollten wir nicht leben?«

Mandra stellte den Koffer ab. Der Blick seiner dunklen Augen verdüsterte sich. »Ich bin nicht ohne Grund zu euch gekommen, denn ich weiß mittlerweile, daß die Zeit reif ist.«

»Inwiefern?«

»Mein Traum hat sich erfüllt. Es ist ein Traum von Blut, Tod und Sterben.«

»Wir spielen eine Hauptrolle, Mandra?«

»So ist es, John.«

Glenda servierte Kaffee und Tee. Als Mandra ihr ein Lächeln schenkte, wurde sie wieder rot. Zudem lobte er noch den Tee, da schmolz Glenda fast dahin.

Trotz der ernsten Lage konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen. Mal sehen, wie es weiterging.

Der Inder hatte die ersten Schlucke genommen und fixierte mich.

»Eigentlich John, geht es mehr um dich.«

»Dann mal los!«

Er runzelte die Stirn. »Du mußt dich zurückerinnern an einen Fall, den wir gemeinsam erlebt haben...«

»Da gab es viele.«

»Richtig. Ich denke jedoch an einen bestimmten. Und ich sage nur ein Wort: Aibon!« Ich nickte.

Mandra sprach weiter. »Man wollte verhindern, daß ich wieder in den Besitz meiner sieben Dolche gelangte. Das ist vorbei, ich habe es überstanden, auch die Dolche befinden sich wieder in meinem Besitz. Lassen wir das, es ist im Moment nicht wichtig. Anders verhält es sich mit dem Rad der Zeit!«

Auf einmal stand ich unbeweglich. Ich hätte selbst darauf kommen

müssen, hatte jedoch nicht daran gedacht. Ja, das Rad der Zeit stand in Aibon. Es war ein magisches Wunder, nicht erklärbar. Wer daran gebunden wurde, erlebte die Zukunft, wenn man das Rad nach rechts drehte. Drehte man es nach links, konnte er in die Vergangenheit schauen. Ich war nicht an das Rad der Zeit gebunden worden, aber Mandra. Er sah meinen Blick und fragte: »Du erinnerst dich jetzt, John?«

»Und wie!« hauchte ich.

»Dann wirst du dich auch daran erinnern, daß ich an das Rad der Zeit gebunden worden bin.«

»Auch das stimmt.«

Mandra ging von nun ab sehr vorsichtig zu Werk. »Man hat mich also daran gefesselt und das Rad bewegt.«

»Ja, nach rechts.«

»Genau. Ich konnte also in die Zukunft schauen.«

Glenda und Suko rührten sich nicht. Auch auf ihren Gesichtern lag die Spannung wie eingemeißelt, während sich die Gänsehaut auf meinem Rücken verdichtete. »Bitte, Mandra, rede weiter.«

»Es ist hart für dich, John!«

»Mach schon!«

»Also gut, ich wurde nach rechts gedreht. Was ich dabei fühlte, habe ich euch erzählt, aber ich konnte auch in die Zukunft schauen.« Seine Stimme hob sich unmerklich. »Ich sah hinein, ich wußte, was geschah, ich war fertig, ich...«[\[1\]](#)

»Du hast es vergessen!« rief ich.

»Ja«, sagte er, »ich habe es tatsächlich vergessen oder auch unbewußt verdrängt, John, ich kann es dir selbst nicht sagen. Jedenfalls war es fürchterlich. Bis sich vor wenigen Tagen alles änderte. Es war ein Traum, der mich quälte. Ich empfand ihn als eine Botschaft, und etwas riß entzwei wie ein Vorhang. Ich konnte wieder sehen, ich schaute hin, ich sah in die Vergangenheit, denn ich erlebte

im Traum die Vorgänge aus dem Lande Aibon.«

»Das heißt, deine Erinnerung kehrte zurück.«

»So ist es, John. Sie war da. Schlimmer als zuvor. Ich sah wieder alles sehr genau, und ich sah das Schreckliche.«

»Was denn?« rief ich.

»Jane Collins. Ja, ich sah Jane Collins. Sie hielt ein langes Messer in der rechten Hand. Sie war wie von Sinnen, denn sie stach auf eine bestimmte Person ein und tötete sie mit zahlreichen Stichen. Muß ich sagen, wer diese Person war, John?«

Ich schaute ihm ins Gesicht. »Nein, Mandra, das mußt du nicht sagen. Die Person war ich.«

»Genau, John, du wurdest von Jane Collins getötet!«

Wir sagten in den nächsten Sekunden nichts. Bis ich das drückende Schweigen brach. »Der Traum«, flüsterte ich. »Es war der verdammte Traum, den auch Jane Collins hatte.«

»War er der gleiche?« fragte Mandra.

»Keine Ahnung. Sie hat nur von einem furchtbaren Alptraum gesprochen, der sie in einen Zustand der höchsten Angst hineinkatapultiert hat. Es muß schrecklich gewesen sein.«

»Dann hat sie möglicherweise ihren Mord an deiner Person gesehen, John. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

»Wir werden sie fragen, wenn sie kommt. Es kann sich nur mehr um Minuten handeln.«

Suko kam auf mich zu. Er legte mir eine Hand auf die Schulter. »John, du bist nicht allein, denk daran. Wir alle werden tun, was wir können. Wir stemmen uns gegen das Schicksal.«

»Ist so etwas möglich, wenn Luzifer im Hintergrund die Fäden zieht? Er hat sich vorgenommen, mich zu vernichten, und er wird euch in diesen Kreis mit hineinziehen.«

»Soll er nur«, sagte Suko voller Optimismus. »Außerdem ist eine erkannte Gefahr nur die Hälfte wert.«

»Nicht bei Luzifer.«

»John, sei nicht so pessimistisch.«

»Ich muß es einfach. Diesmal ist es verdammt ernst. Ich bin auch der Überzeugung, daß die andere Seite über jeden dieser Vorgänge informiert ist. Glaub mir, das ist es eben...«

»Wie kommst du darauf?« fragte Mandra.

»Durch mein Kreuz.«

Diesmal hatte ich es geschafft, ihn zu überraschen. Er trat einen kleinen Schritt zurück. »Kannst du das genauer erklären?«

»Ja, ich habe seit langem das Gefühl, an der langen Leine geführt zu werden. Du darfst nicht vergessen, daß Luzifer nicht allein dasteht. Auch er besitzt Helfer. Nicht die Legionen von Dämonen, die man ihm nachsagt, für mich ist ein Wesen ungemein interessant, das sich an seiner Seite hält. Lilith!«

Mandra nickte. »Ja, ich kenne mich aus. Hat man sie nicht die erste Hure genannt?«

»Das stimmt genau.«

Er räusperte sich. »Es ist natürlich nicht einfach, gegen beide anzukämpfen.«

Ich redete weiter. »Und Lilith hat es tatsächlich geschafft, die Zeichen von meinem Kreuz zu entfernen. Ich hatte erlebt, daß sich in der Mitte des Kreuzes etwas zeigte. Ihr Gesicht, das eine ebenso grausame Kälte ausstrahlte wie Luzifer. Ich stand stets in ihrem Bann, auch wenn ich es nicht merkte und zahlreiche Siege errungen habe. Sie hielten mich an der langen Leine, wie man so schön sagt. Nun aber ist Luzifer die Leine nicht mehr lang genug. Er will sie kappen, er will meine Vernichtung, die du bereits auf dem Rad der Zeit gesehen hast, als man dich dort festband. Es ist im Prinzip einfach.«

»Und Jane wird dich töten!«

»Falls sich die düstere Prophezeiung erfüllt.«

Mandra nickte. Die Bewegung galt mehr ihm selbst. Er räusperte sich und zog die dunklen Augenbrauen zusammen. »Was?« so fragte er, »können wir tun?«

»Reagieren, wenn es soweit ist.«

»Das heißt, du willst es darauf ankommen lassen?« erkundigte sich Suko.

»Bleibt mir eine andere Wahl? Ich werde mich auf das Rad der Zeit binden lassen müssen. Ich muß mich einfach stellen. Ich will mich auch stellen.«

»Damit kämpfst du gegen das Schicksal an!« stellte Mandra fest.

»Sicher.« Ich hob die Schultern. In diesen Augenblicken wirkte ich äußerlich sehr sicher, war es im Innern allerdings nicht. Ich spürte die Beklemmung deutlich. »Was ist Schicksal?« sprach ich weiter. »Gibt es einen Zufall, der in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem Schicksal steht? Ich habe mich mit diesem Gebiet in der letzten Zeit ein wenig beschäftigt, als hätte ich geahnt, was auf mich zukommen würde. Mathematiker, Physiker und auch Philosophen sind der Ansicht, daß es keinen Zufall gibt. Also gibt es auch kein Schicksal. Im Moment versuchen die Wissenschaftler Denkmodelle zu errichten, die unsere Welt aus den Fugen heben können. Sie widersprechen Einstein, und es scheint mir, als hätten sie damit recht.«

»Das ist schwer zu begreifen«, sagte Suko.

»Auch ich packe es natürlich nicht, aber ich werfe es auch nicht fort. Man hat experimentiert, man hat Ergebnisse bekommen, die tatsächlich darauf hindeuten, daß ein Zufall ausgeschlossen werden kann. Daß sich alles bewegt, daß das eine mit dem anderen zusammenhängt. Ein gewaltiger Kreislauf aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Alles ist schon mal geschehen, es kehrt nur wieder.«

»Auch der Mord an dir?« fragte Glenda.

»Möglich.«

»Das war harter Stoff«, sagte Suko. »Philosophie für Fortgeschrittene.«

»Ich versuche, mich etwas auszukennen.«

»Meinetwegen auch das. Dennoch willst du dich in den Kreislauf hineinbegeben.«

»Ja, weil ich weiß, daß ich ihm nicht entrinnen kann. Suko, sorry, aber ich muß mich dem stellen. Es hat keinen Sinn, einfach wegzulaufen.«

»Wenn du das so siehst, kannst du recht haben.« Mein Freund hob die Schultern. »Läßt du wenigstens zu, daß wir versuchen, dir zu helfen?«

»Das hoffe ich sogar.«

»Nur werden wir zu schwach sein«, sagte Glenda leise. »Du müßtest andere Helfer haben.«

»Ja, den Seher, die Erzengel, mein Kreuz...« Ich lächelte optimistisch.

»Das alles ist möglich. Nur weiß ich leider noch immer nicht, wer der Seher ist. Er setzt sich aus drei Personen zusammen. Wir haben in allem diese Dreieinigkeit, die Trinität, doch die genauen Personen oder Geister kann ich namentlich nicht nennen.«

Mandra Korab lächelte optimistisch. »Möglicherweise wirst du es bald erfahren.«

»Das wäre einer meiner größten Wünsche.«

Wir bekamen Besuch. Jane Collins war nicht extra angemeldet worden. Sie stieß die Tür auf, trat über die Schwelle und schaute uns der Reihe nach stumm an.

»Was ist los?« fragte ich.

Tief atmete sie durch. »Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, euch alle lebend zu sehen.« Sie trat in den Raum hinein und schloß die Tür hinter sich.

»Weshalb sollten wir tot sein?« erkundigte ich mich.

»John, du kennst meinen Traum nicht!«

»Doch, Jane. Im Traum hast du mich getötet.«

Sie erschrak. »Du weißt Bescheid?«

»Ich habe es mir denken können. Mandra Korab hat den gleichen Traum erlebt wie du.«

»Na, dann...« Sie senkte den Kopf und holte sich eine Tasse Kaffee. Jane sah ziemlich zerzaust aus. Das Haar zeigte eine wirre Frisur oder überhaupt keine. Jedenfalls war sie nicht mehr dazu gekommen, sich zu kämmen. Über Hose und Pullover hatte sie einen dünnen Trench gestreift, der offenstand.

Sie trank den Kaffee, setzte die Tasse dann ab und flüsterte: »Der Traum war grauenhaft, John. Er war so fürchterlich echt. Ich war eine Mörderin, ich trug ein Messer, und ich tat Dinge, über die ich nur noch den Kopf schütteln kann. Das alles habe ich nochingenommen. Als ich dann schreiend erwachte, der Druck war einfach zu stark, da ist es dann passiert.«

»Was ist passiert?« rief Glenda.

»Ich lag in meinem Bett. Lady Sarah, die meinen Schrei gehört hatte, saß auf der Kante. Sie schlug nach einer Weile die Bettdecke zurück, und wir sahen es zur gleichen Zeit. Meine Arme waren bis hoch zu den Ellbogen blutbeschmiert.«

Ich wurde blaß. »Wie sagst du, Jane?«

»Ja, blutbeschmiert. Das ist nicht alles. In der rechten Hand hielt ich das Mordmesser.«

»Unglaublich!« keuchte Glenda.

»Du kannst Lady Sarah fragen.«

»Ich glaube dir ja. Nur — wie ist so etwas möglich?«

»Eine exakte Erklärung gibt es wohl nicht«, sagte Mandra. »Aber ich weiß, daß derartige Träume schon geschickt werden. Sie sind furchtbar real. Sie holen die Zukunft heran, die der Träumende dann

ungemein realistisch im Schlaf erlebt. Davon müssen wir leider ausgehen. Wenn wir bedenken, welch eine Macht Luzifer besitzt, ist dieser Traum nicht einmal so ungewöhnlich.«

Über die Worte mußten wir erst nachdenken. Ich wollte aber mehr wissen und fragte: »Jane, du hast den Schrecken geträumt. Du hast gesehen, wie du mich getötet hast.«

»Ja.«

»Wo ist das geschehen?«

»In einem Raum, einer Halle, in der Leere, in einer anderen Dimension. Da ist alles möglich, John. Ich kann dir keine genaue Beschreibung geben. Ich bin eingeschlafen und wurde eben in diese furchtbare Welt hineingeschleudert. Dort erlebte ich diesen Schrecken. Ich ging durch einen langen Tunnel, in dem blauschwarze Nebel wallten, geriet an eine Tür, die sich öffnete. Ich betrat einen schrecklichen Raum, wo die Schatten saßen. Sie sprachen mit mir, sie waren plötzlich lebendig, und ich bekam den Befehl, auf einen Menschen zuzugehen, der an etwas Rundes festgebunden war.«

»Das Rad der Zeit«, sagte ich.

»Das kann es gewesen sein.«

Ich legte meine Stirn in Falten. »Sie also hatte das Rad der Zeit gesehen. Aber stand es nicht in Aibon? Kann es möglich sein, Jane, daß du dich in Aibon aufgehalten hast?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Weil Aibon doch anders aussieht. Du hast von einer grünen Landschaft gesprochen. Die war nicht vorhanden. Ich... ich schritt durch einen Tunnel und gelangte nach Öffnung der Tür in diese Schattenwelt. Das war bestimmt nicht Aibon.«

»Wer kennt dieses Land schon genau?« fragte Suko. »Du warst oft genug dort, John. Sind dir alle Ecken und Winkel dieses Landes denn bekannt?«

»Nein.«

»Na bitte.«

Ich schüttelte den Kopf. »Trotzdem will ich nicht daran glauben, daß es Aibon gewesen ist, auch wenn Mandra in diesem Land an das Rad der Zeit gebunden war.«

»Hast du einen besseren Vorschlag?« fragte Suko.

»Möglich. Hinter allem steckt Luzifer. Er ist derjenige, der die Fäden zieht. Ich gehe davon aus, daß sich das Rad der Zeit in seinem Reich befindet.«

»Dann hätte er es aus Aibon weggeholt.«

»Richtig, Suko.«

Mandra hatte eine Frage. »Was ist sein Reich? Was nennst du Luzifers Welt?«

»Man kann es als die Hölle bezeichnen.«

»Die kennst du?«

Ich lächelte knapp. »Teile davon. Aber wer von uns kann die Hölle schon erklären oder definieren?«

»Ja«, gab Mandra mir recht. »Sie ist überall. Die Hölle ist nicht begrenzt. Sie kann in der Seele eines Menschen ebenso stecken wie in tausend Meter Höhe.«

»Genau.«

»Ich habe Angst«, flüsterte Jane. »Ich habe furchtbare Angst. Wir müssen alles tun, damit sich dieser schreckliche Traum nicht bewahrheitet. Ich... ich weiß nicht, was ich machen soll.« Sie schaute uns ratsuchend an.

Viel helfen konnten wir ihr auch nicht. Ich gab ihr trotzdem eine Antwort.

»Ja, ich habe beschlossen, mich dem Schicksal zu stellen. Was hältst du davon?«

Sie bekam große Augen. »Du willst tatsächlich, daß Luzifer dich in seine Fänge bekommt?«

»Ich möchte endlich eine Entscheidung, Jane.«

»Du bist dir auch darüber im klaren, daß du verlieren kannst, John?«

»Damit muß ich immer rechnen. Egal, welcher Fall es ist. Jede neue Aufgabe bedeutet für mich eine erneute Lebensgefahr. Tut mir leid, aber es ist so.«

»Nur ist Luzifer nicht irgendein kleiner Dämon. Er ist das absolut Böse!« sagte Suko.

»Das weiß ich.«

»Wie kann ich dich davon nur abbringen?« fragte Glenda.

»Überhaupt nicht.«

»Du wirst auch Lilith gegen dich haben!« versuchte es Jane Collins noch einmal. »Das ist mir klar.«

»Ich«, stand Mandra Korab mir bei, »hätte an Johns Stelle ebenso gehandelt.«

»Dann bist du lebensmüde!« rief Jane.

»Nein, man muß seinen Weg gehen. John steht nicht allein. Grundlos habe ich die Reise nicht auf mich genommen.« Er bückte sich, hob den Koffer an und legte ihn auf Glendas Schreibtisch. Durch einen Druck an der entsprechenden Stelle schnellte der Deckel in die Höhe. Mandra drehte den Koffer so, daß wir hineinschauen konnten. »Was seht ihr?« fragte er.

»Sieben Dolche!« flüsterte Glenda.

Er nickte. »Ja, sieben Dolche für den Teufel. Ihr wißt, daß sie nicht so harmlos sind, wie sie aussehen. Die letzten beiden habe ich aus Aibon geholt. Sie sind wieder da, und sie besitzen noch die gleiche Stärke.«

Die Dolche lagen in speziell für sie angefertigten Scheiden, so daß wir nur die Griffe sehen konnten. Es waren keine normalen Griffe, denn sie besaßen eine dunkelrote Farbe, als wären sie mit Blut gefüllt worden.

»Genau«, sagte ich leise. »Sieben Dolche für den Teufel, aber auch sieben Dolche gegen Luzifer?«

Er hob die Schultern. »Das wird sich zeigen, John. Ich hoffe, daß ich sie einsetzen kann.«

»Dazu müßtest du ihn finden«, bemerkte Suko.

»Genau«, sagte auch Jane. »Vielleicht mußt du in die Hölle gehen, Mandra.«

»Das streite ich nicht ab.«

»Und wer zeigt dir den Weg?«

»Du, Jane.«

»Ich?« Sie lachte auf. »Wieso?«

»Du kennst ihn schon aus deinem Traum. Warst du nicht einmal eine Hexe und hast den Teufel als Meister anerkannt?«

»Schon, aber...«

»Kein Aber bitte. Dir als ehemaliger Hexe könnte es doch gelingen, mit Lilith, der Urmutter aller Hexen, Kontakt aufzunehmen. Deshalb möchte ich dich bitten, den Weg, den du im Traum gegangen bist, noch einmal zu gehen. Das wäre die Lösung.«

»Aber keine gute«, widersprach Jane und wandte sich an mich. »Was sagst du denn dazu, John?«

»Ich halte es auch nicht für richtig.«

»Dann mußt du eine bessere finden«, sagte Mandra dazwischen.

»Die habe ich auch.«

»Und?« rief Glenda.

Jeder schaute mich gespannt an. »Ihr braucht nicht so zu gucken, Freunde. Es ist ganz einfach. Ich werde den Weg allein gehen. Ich will versuchen, mit Luzifer Kontakt aufzunehmen. Daß er etwas von mir will, steht fest. Er hat deutliche Zeichen gesetzt. Er will mich, er will meine Vernichtung. Gut, ich werde mich ihm stellen.«

»Schön gesagt«, murmelte Suko. »Darf ich fragen, wie du es machen willst? Kannst du den Weg überhaupt finden?«

»Da fällt mir schon etwas ein.«

»Über das Kreuz?«

»Vielleicht.«

Glenda stand auf und ging zur Tür. »Ich muß mir einen Schluck Wasser holen«, sagte sie.

Glenda Perkins war derartig blaß, daß ich darüber erschrak. Irgend etwas stimmte mit ihr nicht. Ich dachte auch daran, daß sie mit Liliths Stimme geredet hatte. Sollte da wieder etwas passiert sein?

Bevor ich reagieren konnte, hatte sie bereits die Tür hinter sich zugezogen.

Ich eilte ihr nach und holte sie auf dem Gang ein. Sie war ziemlich schnell gelaufen und stand bereits nahe der Toilettentür. »Glenda, was ist los?«

Blitzschnell öffnete sie die Tür, und ebenso rasch verschwand sie dahinter.

Für mich galt jetzt Alarmstufe eins!

Weniger heftig als Glenda drückte ich die Tür auf. Hier lag ein Notfall vor. Da durfte ich auch als Mann schon mal die Damentoilette betreten. Sehr vorsichtig lugte ich durch den Spalt. Den Raum im Yard Building kannte ich noch nicht. Die Toilette war gefliest, von Glenda sah ich nichts.

Ich schob mich ganz hinein und drückte auch die Tür hinter mir zu.

»Glenda!« rief ich.

Keine Antwort.

Aber ich spürte den Druck auf meiner Brust. Ein verdammtes Brennen, Feuer auf meinem Körper.

Das Kreuz! Blitzschnell holte ich es hervor. Ich hielt es kaum in der Hand und kam auch nicht dazu, einen Blick in die Mitte zu werfen, als eine der drei Kabinentüren vehement aufflog.

Glenda stürzte mir entgegen.

»Die Hölle!« brüllte sie, »die Hölle wird dich holen!«

So schnell handeln, wie es notwendig gewesen wäre, konnte ich nicht. Glenda Perkins war nicht mehr sie selbst. Eingehüllt in ein fürchterliches Feuer, starrte ich gegen die monströse Gestalt einer widerlichen Höllencreatur. Blitzschnell packte sie zu und redete mit einer kreischenden, fremden, mir allerdings bekannten Stimme. »Jetzt habe ich dich, Sinclair!«

Gesprochen hatte nicht Glenda, sondern Lilith. Durch sie hatte Luzifer es geschafft, die Falle zu schließen. Sein verfluchtes Reich schluckte mich!

»Irgend etwas war mit Glenda«, sagte Jane Collins. »Weshalb hat sie sonst das Büro so fluchtartig verlassen?«

Mandra gab eine Antwort. »Es muß wohl etwas viel für sie gewesen sein. Kein Wunder.«

»Ich weiß nicht.« Jane hob die Schultern. »Ob ich ihr mal nachgehen soll?«

»Das hat John schon getan«, wiegelte Suko ab.

»Trotzdem, ich möchte doch...«

Glenda kehrte zurück. Als wäre nichts passiert, so öffnete sie die Tür und betrat den Raum. Sie wurde angestarrt und schüttelte den Kopf.

»Was ist denn los mit euch?«

»Wir haben uns Sorgen um dich gemacht«, sagte Suko.

»Weshalb?«

»Du bist so plötzlich verschwunden.«

Glenda hob die Schultern. »Das hatte seinen Grund. Ich mußte zur Toilette — sorry.«

»Dafür brauchst du dich nicht zu entschuldigen. Es kam nur etwas plötzlich für uns.«

»Ja, das weiß ich.«

»Und wo ist John hingegangen?« erkundigte sich Jane.

Glenda runzelte die Stirn. »John!« Sie lachte auf. »Wo soll er hingegangen sein?«

»Er ist dir gefolgt.«

»Hör auf, Jane, dann hätte ich ihn doch gesehen! Nein, er ist mir nicht gefolgt. Das stimmt nicht.«

»Doch!« erklärte Suko, »er ging nach dir aus dem Raum und kam nicht mehr zurück.«

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Das mußt du aber«, sagte Jane.

»Sorry, ich war sehr schnell. Es wurde mir plötzlich übel. Das... das kam einfach über mich.«

Suko gab keinen Kommentar. Er griff zum Telefonhörer und schielte Glenda dabei von der Seite an. Etwas blaß sah sie schon aus, das war sie auch zuvor gewesen.

Der Inspektor wählte die Nummer der Zentrale, um herauszufinden, ob sein Freund das Haus verlassen hatte.

»Nein, Sir, nicht bei uns.«

»Danke sehr.« Er legte wieder auf. »John müßte sich noch im Haus befinden. Jedenfalls hat er das Gebäude durch den normalen Eingang nicht verlassen.«

Mandra runzelte die Stirn. »Wo könnte er sich verborgen haben?«

»Weshalb sollte er sich versteckt halten?« fragte Jane Collins gegen.

»Da gibt es keinen Grund.«

»Stimmt auch wieder«, sagte Suko, um sich an Glenda Perkins zu wenden.

Er ging dabei auf sie zu, und sie wich einen Schritt zurück.

»Suko, was ist?«

»Eigentlich nichts.«

»Dein Gesicht, Suko, dein Gesicht. Ich habe es selten so gesehen.«

»Stimmt Glenda. Ich habe nämlich einen schlimmen Verdacht, tut

mir leid.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich werde es dir erklären. Ich glaube, daß du etwas mit seinem Verschwinden zu tun gehabt hast.«

Sie lachte auf. Es klang echt, nicht getäuscht oder gelogen. »Ich? Nein, nie. Ich war auf der Toilette.«

»Das nehmen wir dir sogar ab. Hast du dort möglicherweise einen Sekunden-Blackout erlebt?«

Nach dieser Frage zeigte sie Nervosität. Glenda zwinkerte heftig mit den Augen. »Das ist ein ungeheurer Verdacht, Suko, weißt du das?«

»Ja, Glenda, das weiß ich genau. Aber ich habe den Verdacht nicht grundlos ausgesprochen. Du hattest diesen Blackout schon einmal und sprachst mit einer fremden Stimme.«

»Ja, ja«, gab sie zu. »Das stimmt schon. Aber so kannst du das alles nicht sehen, Suko.«

»Wie denn?«

»Da wurde mir leicht übel.«

»Wann?«

»Bei dem Blackout.«

»Und auf der Toilette hast du ihn nicht gehabt?«

Der Inspektor blieb hartnäckig. »Nein.«

»Dann kannst du ja berichten, was dort vorgefallen ist.«

»Bitte, Suko«, sagte Jane, »geht das nicht etwas zu weit? Es verletzt doch die Intimsphäre.«

»Es tut mir leid, Jane, aber ich muß genau Bescheid wissen. Wie John bereits sagte, dieser Luzifer hat das Netz gesponnen und uns eingefangen. Die Zeit der Ruhe ist vorbei. Wir befinden uns in einer Zwickmühle. Wir müssen dagegen an.«

Mandra kam vor und schob Suko zur Seite. »Darf ich mal?« fragte er leise.

»Bitte.«

Die Inder schaute Glenda an und lächelte dabei. Unter seinem Blick wurde sie unsicher, auch ihre Mundwinkel zuckten, doch es war eher eine Geste der Verlegenheit.

»Bitte, setz dich!«

»Warum?«

»Tu mir den Gefallen.«

Sie hob die Schultern und schaute zu den anderen hin, die ihr jedoch nicht beistanden.

»Na ja, wenn du meinst.« Glenda ließ sich auf der Stuhlkante nieder, was Mandra Korab wiederum nicht gefiel. Er bedeutete ihr, es sich bequem zu machen.

Intervallweise rutschte die dunkelhaarige Frau zurück, bis sie den Druck der Lehne im Rücken spürte. Auch Mandra holte sich einen Stuhl und nahm Glenda gegenüber Platz. Sie saßen derart dicht zusammen, daß sich ihre Knie fast berührten.

Jane Collins und Suko blieben im Hintergrund. Beide ahnten, was Mandra mit Glenda vorhatte.

Der Inder gehörte zu den Menschen, die die Kunst der Hypnose perfekt beherrschten. Durch seinen Blick und auch durch seinen Willen besaß er Macht über Menschen, die er nie ausspielte. Nur in Notfällen setzte er seine außergewöhnliche Gabe ein.

Dieser Notfall war jetzt eingetreten.

Glenda wußte nicht, was auf sie zukam. Nervös zupfte sie an ihren Haaren. Die Nähe des Inders machte sie unruhig. Ja, sie mochte diesen außergewöhnlichen Menschen mit den rätselhaften, dunklen Augen. Mandra Korab stammte aus einem alten indischen Geschlecht, zu dem auch zahlreiche Maharadschas in früheren Zeiten gehört hatten. Das war ihm auch heute noch anzusehen. Man konnte ihn als einen Aristokraten bezeichnen.

»Alles klar?« fragte er leise.

»Ja, schon, ich weiß nur nicht, was ich hier soll. Weshalb ich hier sitze.«

Mandra faßte nach ihren Händen. Sie ließ es geschehen, ohne sich zu wehren. Glenda spürte den Druck der starken Finger, der so etwas wie eine Beruhigung auf sie ausübte. »Du mußt nur eines, Glenda. Du mußt mir vertrauen.«

»Ich versuche es.«

»Nicht nur versuchen. Du mußt Vertrauen haben, sonst hat alles keinen Sinn.«

»Was willst du denn von mir?«

»Ich möchte nur mit dir reden, mehr nicht. Wir werden uns einfach unterhalten.«

»Und worüber?«

»Über dich, Glenda. Über dich und dein Schicksal, auch über John und den Sekunden-Blackout.«

Sie verkrampfte sich. »Den... den hatte ich. Weshalb will man mir nicht glauben?«

»Oh, wirglauben dirschon. Ich glaube dir sogar sehr. Es ist alles in Ordnung.«

»Nein, nichts ist in Ordnung, das weiß ich. Es ist nichts klar. Ihr wollt mir nicht glauben. Ich komme mir vor, als wäre ich von euch ausgestoßen worden.«

»Sicherlich nicht, Glenda.«

Sie wollte protestieren, heftig widersprechen, da jedoch sah sie genau in die Augen des Inders. Dort hatte sich etwas verändert!

Sie waren zwar äußerlich die gleichen geblieben, doch tief aus den Schächten der Pupillen stieg etwas hervor, das in den beiden Pupillen brannte.

War es ein Feuer? Der Wille oder die Kraft einer Seele?

Sie konnte es nicht sagen. Jedenfalls schaffte sie es nicht, sich diesem Blick zu entziehen. Er war einfach zu stark und brannte sich

tief in ihren Kopf hinein, bis in die Seele, wo er auch ein gewisses Echo hinterließ. Ein Echo, dem Glenda Perkins nichts entgegensetzen konnte. Sie saß noch immer auf dem Stuhl, spürte aber, daß sie allmählich wegschwamm. Sie hörte die sanfte, tiefe, dennoch beruhigend klingende Stimme des Inder.

»Du wirst dich jetzt entspannen. Du wirst dahingleiten und dich einzig und allein nur auf die Kraft meiner Stimme konzentrieren. Nur meine Stimme zählt für dich, nur meine Stimme. Hast du verstanden, Glenda? Nur meine Stimme.«

»Ja, ich habe es gehört. Es zählt nur deine Stimme. Alles andere ist weg, ich höre nur dich.«

»Siehst du auch etwas?«

»Nein«, flüsterte sie. »Ich kann nichts sehen. Alles ist so schrecklich dunkel. Tiefschwarz, als wäre meine Welt in eine Flüssigkeit getaucht worden.«

»Das ist gut, Glenda. Du darfst dich von nichts ablenken lassen. Von keiner anderen Macht. Nur ich zähle, ich allein.«

»Ja, nur du zählst.«

»Dann bin ich zufrieden.«

Jane Collins und Suko warfen sich Blicke zu. Die Detektivin lächelte dabei schmal. Sie war einverstanden, daß Mandra Korab es mit Hypnose versuchte. Auf eine andere Art und Weise würde er keine Informationen bekommen.

Noch fragte er nicht. Der Inder spürte, daß Glenda etwas Zeit brauchte.

»Ruhe«, sagte er und ließ ihre Hände dabei nicht los. »Du mußt dich voll und ganz der Ruhe hingeben. Nur das ist wichtig. Völlige Entspannung, kein Zucken, kein Vibrieren, kein Denken, die Ruhe und meine Stimme werden und müssen eine Einheit bilden.«

»Ja, ich merke es. Ich merke genau, daß es mich überkommt wie ein langer, ruhiger Fluß.«

»Das genau habe ich erreichen wollen.« Mandra nickte ihr zu, ohne daß sie es wahrnahm.

Er hatte es tatsächlich geschafft, Glenda zu entspannen. Auch äußerlich, denn ihre Sitzhaltung war längst nicht mehr so steif wie zu Beginn der Übung.

Sie lehnte sich gegen den Stuhlrücken, hielt die Augen halb geschlossen, atmete ruhig und regelmäßig.

Bevor Mandra mit seiner eigentlichen Befragung begann, drehte er den Kopf und sprach flüsternd zu Suko und Jane.

»Es kann sein, daß ich an eine Grenze stoße. In der Tiefe könnte sich etwas festgesetzt haben, vergleichbar mit einer Mauer, die wir erst durchbrechen müssen.«

»Das ist nicht normal?« fragte Suko.

»Nein, ist es auch nicht.«

»Dann rechnest du damit, daß sie, sagen wir, besessen ist?«

»Nicht so kraß. Wenn wir das Unterbewußtsein nehmen, dann stimmt es schon. Sie kann beeinflusst sein, nicht besessen. Ich bitte, diesen Unterschied zu beachten.«

»Klar, natürlich.«

Mandra kümmerte sich wieder um seinen Schützling. »Hörst du mich noch, Glenda?«

»Ja, ich vernehme deine Stimme.«

»Tut sie dir wohl?«

»Ich will sie weiterhören.«

»Das kannst du. Erzähle mir genau, wer du bist.«

»Ich heiße Glenda Perkins...«

»Und weiter...?«

Glenda berichtete aus ihrem Leben. Sie nannte Zahlen und Fakten. Da sie sich hier unter vertrauenswürdigen Freunden befand, konnte sie dies ohne weiteres tun.

Mandra Korab fragte geschickt weiter, umging allerdings noch

immer das eigentliche Thema, auf das er erst später zu sprechen kam. »Ich möchte von dir wissen, was du von den Mächten des Bösen hältst.«

»Ich hasse sie!«

»Das tun wir alle, Glenda.«

»Ja, ich hasse sie.« Glenda verzog das Gesicht, als würde sie sich davor ekeln. Ein leichter Film aus Schweiß schimmerte auf ihrer Stirn.

»Würdest du denn mit diesen Mächten einen Pakt eingehen?« wollte er wissen.

»Nein, nein! Niemals! Ich verabscheue sie. Ich muß sie bekämpfen.«

»Wie es John Sinclair macht?«

»So ist es.«

»Das ist wunderbar. Ich weiß, daß du John Sinclair magst.«

Da lächelte Glenda, was auch Jane bemerkte. Sie spürte in ihrer Brust einen leichten Stich. So ganz war die Eifersucht zwischen den beiden noch nicht aus der Welt geschafft worden.

»Er mag dich auch, Glenda.«

»Richtig.«

»Er kann nicht sehen, wenn es dir schlecht ergeht oder wenn du leidest. Deshalb ist er dir auch gefolgt, als du den Raum hier verlassen hast. Erinnerst du dich?«

Glenda Perkins überlegte. Sie runzelte dabei die Stirn. »Ich glaube es schon.«

»Du bist in den Waschraum gegangen?«

»Ich fühlte mich so schlecht.«

»Das war eine gute Idee von dir. Wir alle haben gesehen, daß es dir nicht besonders gutging. John Sinclair lief dir nach. Hat er dich vielleicht im Waschraum getroffen?«

Sie zuckte mit den Lippen, als wollte sie lächeln. »Nein, er kam

nur.«

»Sah er dich nicht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Er konnte mich nicht sehen. Ich... ich hatte mich versteckt.«

»Vor ihm?«

»Stimmt...«

»Das wundert mich, wo du ihn doch magst. Weshalb hast du dich vor ihm versteckt?«

»Das ist schwer. Ich mußte es einfach tun. Ich habe mich in der Kabine eingeschlossen. Es ging nicht anders. Man hat es mir gesagt. Ich mußte mich verbergen.«

»Kannst du uns erklären, wer es dir gesagt hat?«

»Nein, das geht nicht.«

»Was hindert dich daran?«

»Ich hörte nur eine Stimme. Sie... sie hat zu mir gesprochen. Sie befahl mir, in den Waschraum zu gehen und mich vor John Sinclair zu verbergen.«

»Wer war es denn? Wer hat zu dir gesprochen? Du hast die Stimme bestimmt erkannt - oder?«

»Nein.«

»Bitte, sag die Wahrheit, Glenda.«

»Es ist die Wahrheit. Ich habe die Stimme wirklich nicht erkannt. Sie war mir fremd.«

»Aber du hast ihr gehorcht?«

»So ist es. Ich konnte nicht anders. Sie sprach so drängend. Sie war stärker als ich.«

»Hat ein Mann oder hat eine Frau zu dir gesprochen?«

»Die Stimme klang so seltsam, so anders. Ich glaube, daß es eine Frau gewesen ist.«

»Wie anders klang sie?« flüsterte Mandra ihr zu.

»Ich sagte es schon.«

»Nein, Glenda, du mußt dich genauer erinnern. Kam sie dir vielleicht bekannt vor?«

»Nein, nicht. Ich... ich hatte sie noch nie gehört. Aber sie war sehr mächtig.«

»Was wollte die Stimme von dir?«

»Ich sollte die Tür öffnen und hinausgehen.«

»Das hast du getan, Glenda?«

Plötzlich sprach die dunkelhaarige Frau nicht mehr weiter. Es hatte noch so ausgesehen, als wollte sie eine Antwort geben, dann war sie zusammengezuckt und hatte ihren Mund fest geschlossen und die Lippen aufeinandergepreßt.

Mandra Korab wiederholte seine Frage noch einmal. Diesmal drängender. Clenda sagte nichts mehr. Ihr Zustand hatte sich ebenfalls verändert. Sie befand sich nicht mehr in dieser ruhigen Lage. Etwas wühlte sie innerlich auf.

Das blieb auch Suko und Jane nicht verborgen. Beide gingen auf Mandra zu. »Was hat sie?« fragte Jane.

Mandra gab die Antwort mit flüsternder Stimme. »Das ist eine Sperre, die sie nicht überwinden kann.«

»Auch du nicht?«

»Ich weiß es nicht. Wenn ich es versuche, könnte es sein, daß Schäden zurückbleiben.«

»Das ist das Risiko nicht wert.«

»Eben.«

»Dann müßte die Stimme, von der Glenda gesprochen hat, ihr diese Sperre eingepflanzt haben. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein, Suko, du hast schon recht. Es ist die andere Macht, die hier eine Kontrolle übernommen hat.«

»Kannst du dich nicht vorsichtig hintasten?« fragte Jane. »Ich bin davon überzeugt, daß Glenda indirekt einen Teil Schuld an Johns Verschwinden trägt.«

»Das ist mir auch klar. Aber ich denke ebenfalls an das gewaltige Risiko.«

»Bitte.«

Mandra hob die Schultern und wandte sich wieder an seine ›Patientin‹. Glendas innere Unruhe war geblieben. Die Schweißausbrüche hatten ebenfalls nicht aufgehört. Sie waren stärker und schlimmer geworden. Die Stirn wirkte wie eine glatte Fläche, so dicht drängte sich der Schweiß dort zusammen.

Der Inder nickte, als er sich zu Glenda hin vorbeugte. »Bitte«, sagte er leise. »Bitte, achte nur auf meine Stimme. Hörst du mich wieder, Glenda? Kannst du mich verstehen?«

»Ich höre dich, Mandra.«

»Weißt du noch, was du mir hattest erzählen wollen? Kannst du dich daran erinnern?«

»Nein.«

»Du hast die Stimme gehört. Die Frauenstimme vielleicht. Sie hat dir etwas befohlen.«

»Ich weiß nicht...«

»Doch, Glenda!« sprach Mandra sehr eindringlich. »Du weißt es sicher. Du mußt nur deine Gedanken ordnen. Ich bin davon überzeugt, daß du es weißt, Kind!«

»Aber wie soll ich...« Sie sprach nicht mehr weiter, holte saugend Luft und öffnete dabei den Mund.

Jane, Mandra und Suko erschrecken über den Ausdruck auf ihrem Gesicht. Vor ihnen saß zwar noch Glenda Perkins, nur war es nicht mehr die gleiche wie vor Minuten.

Das Gesicht hatte sich zu einer Grimasse verzogen. Aus dem Mund strömte schaumiger Speichel über die Lippen, als wäre sie dabei, einen Plasmawolke auszuwürgen.

»Zuviel«, sagte Mandra. »Ich habe sie zuviel gefragt. Ich habe die andere Kraft unterschätzt.«

»Da!« rief Jane, »ihre Augen. Du mußt dir die Augen ansehen.« Hart faßte sie den neben ihr stehenden Suko an.

Sie sahen es alle.

Glendas Augen hatten sich auf furchtbare Art und Weise verändert. Die sonst dunklen Pupillen leuchteten in einem geheimnisvollen Rot. Es sah aus wie die Farbe des Blutes und gleichzeitig wie kaltes Licht.

Selbst Mandra zuckte zurück, als er dies sah. Er ließ Glendas Hände so hastig los, als hätte er sich daran verbrannt. »Der Dämon in ihr ist stärker als ich!« Mandra sprang. Er hatte seine Ruhe verloren, war durcheinander.

»Damit mußt du rechnen«, sagte Suko, der, ebenso wie Jane, Glenda scharf beobachtete.

Noch saß sie, doch ihre Haltung hatte sich abermals verändert. Sie war auf der Sitzfläche nach vorn gerutscht und berührte nicht mehr die Lehne im Rücken.

Steif sah sie aus, aber auch wie jemand, der im nächsten Augenblick hochschnellen würde.

Suko traute sich nicht, die Besessene anzugreifen. Nein, er konnte tue Waffe nicht einsetzen. Das war viel zu gefährlich. Er hätte Glenda möglicherweise einen bleibenden Schaden zufügen können. Nicht nur die Augen wiesen die Veränderung auf, auch in ihrem Gesicht zeigte sie sich.

Von innen her schien aus den Poren der Haut ein Schatten zu steigen, der sich sehr schnell über die gesamte Gesichtsfläche verteilte. Es war ein grauer Schatten, nicht konturenlos, denn erzeugte deutlich die Umrisse eines anderen Gesichts.

Das Gesicht einer Frau!

Kalt und grausam war es anzusehen. Von einer beinahe widerlichen Faszination. Ein Gesicht wie eine hauchdünne Stahlmaske, in der die Augen im funkelnden Rot leuchteten.

Das grausame Strahlen, das brutale Funkeln, der eisige Blick, der dem Betrachter alle Qualen der Hölle versprach. Feuer, gemischt mit einer eisigen Kälte, die dem Betrachter Schauer über den Rücken jagte. Sie waren zurückgewichen, und Suko hatte sich als erster gefaßt. Er konnte auch einen Kommentar geben.

»Das ist sie!« flüsterte er scharf. »Das ist Lilith. Sie war die Stimme. Sie hat Glenda alles befohlen, und sie hat Besitz von ihr ergreifen können.«

Noch sprach Glenda Perkins kein Wort. Sie stand vor ihrem Stuhl. Ihr wahres Gesicht war zurückgedrängt worden, das andere, das höllische, hatte die Oberhand ergriffen.

Lilith griff ein und an.

Es war Mandra, der das Geräusch hinter sich vernahm. Und nur deshalb, weil niemand etwas sagte. Der Inder drehte sich um. Er hatte nicht genau gewußt, woher das Geräusch aufgeklungen war. In der Bewegung allerdings erkannte er, daß sich sein noch immer geöffneter Koffer auf dem Schreibtisch drehte, als würde er von geisterhaften Händen geführt. Gleichzeitig streckte Glenda die Arme vor und spreizte die Finger. Plötzlich veränderte sich auch ihre Haut. Sie wurde durchscheinend. Jeder konnte sehen, daß etwas durch ihre Adern floß und auch die Spitzen der Finger erreichte.

Kein Blut — dafür reine, gefährliche Magie, die nicht in den Spitzen blieb und sich blitzschnell entlud.

Zwischen Suko und Jane fuhren die Blitze hindurch. Vorbei auch an Mandra, der als einziger das Ziel erkannte, das sich die magischen Blitze ausgesucht hatten.

Es war sein Koffer!

Innerhalb einer kaum meßbaren Zeitspanne bildeten sie ein rasendes Spinnennetz über der unteren Hälfte.

Sie tanzten durch den Koffer, und sie veränderten ihn. Auf einmal leuchtete er auf, und dieses Leuchten erfaßte gleichzeitig die Dolche.

Mit raschen, sausenden Bewegungen verließen die Waffen den Koffer und tanzten plötzlich in der Luft.

Sie gehörten Mandra Korab, aber sie würden ihm nicht mehr gehorchen, denn Glenda/Lilith hatte die Macht über die Waffen gewonnen. Als Mandra ihr gräßliches Lachen vernahm, da wußte er, daß alle außer Glenda in Lebensgefahr schwebten...

»Weg!« brüllte er. »Himmel, wir müssen weg!«

Seine Stimme jagte durch das Vorzimmer und ›weckte‹ Suko und Jane. Als erster kreiselte der Inspektor herum.

Er schaute auch hoch, sah die Dolche und wie sich einer davon löste. Sein Ziel war Suko.

Mit einem gewaltigen Hechtsprung flog der Inspektor quer durch den Raum, riß Jane noch mit zu Boden und hörte, wie die schwere Klinge hinter ihm in den Boden schlug.

Ein zweiter Dolch jagte auf den Inder zu. Der aber hatte sich blitzartig unter dem Schreibtisch verkrochen.

Schräg hämmerte die Waffe in die Platte.

Jane lag neben Suko. Ihnen allen schrillte das Lachen der Glenda/Lilith in den Ohren.

Sie beherrschte die Waffen, sie spielte einen tödlichen Reigen damit, sie hatte die Falle aufgebaut.

Wieder fegte ein Dolch heran.

Kniehoch jagte er über den Boden, und Suko zog den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern. Die Waffe fehlte.

In der Nähe schlug sie gegen die Wand, kippte um, fiel zu Boden. Bevor sie noch von der dämonischen Kraft erfaßt werden konnte, hatte Suko seine Hand um den Griff geschlungen. Er wollte den Dolch an sich reißen, doch er hatte Lilith unterschätzt. Selbst Suko brüllte auf, als sein Arm von einer mörderischen Kraft in die Höhe gerissen wurde. Er streckte Arm und Hand aus, als wollte er mit

seinen Fingern die Decke kitzeln.

Dann drehte sich der Dolch, wobei er tatsächlich mit der Klinge gegen die Decke kratzte.

Suko, der von allein den Bann nicht hatte lösen können, machte die Bewegung mit. Er drehte sich dabei wie ein Kreisel und bekam schemenhaft mit, daß Mandra unter zwei anderen Dolchen wegtauchte. Glenda allein beherrschte die Szene. Nein, die war es nur vom Körper her. Tatsächlich aber hatte Lilith eingegriffen. Ihrer monströsen, höllischen Kraft konnte ein schwacher Mensch nichts entgegensetzen. Mandra versuchte es mit einem Radikalmittel. Er hatte einen Stuhl hochgerissen, wehrte damit einen Dolch ab und schleuderte den schweren Drehstuhl auf Glenda zu.

Er traf.

Plötzlich kippte sie nach hinten weg. Dabei riß sie auch den Stuhl mit, auf dem sie gesessen hatte. Der Gewaltakt hatte tatsächlich die Magie für einen Augenblick gestoppt.

Suko drehte sich nicht mehr. Er fand wieder mit beiden Füßen den normalen Halt, nur war er dermaßen schwach geworden, daß er taumelte, genau in die Arme des Inders hinein.

Mandra sah nur eine Chance, den fliegenden Waffen zu entweichen. Er mußte aus dem Zimmer und Suko mit.

Die Tür zum Office der beiden Geisterjäger stand offen. Er rammte sie nur noch nach innen, hechtete mit Suko über die Schwelle und stieß die Tür mit einem heftigen Fußtritt wieder zu.

Beide lagen auf dem Boden. Aber nur Mandra hörte den dumpfen Schlag, als eine der Waffen außen gegen das Holz hämmerte, es aber zum Glück nicht durchschlug.

Suko drehte sich auf die Seite. Er zog die Arme an, weil er aufstehen wollte, als Mandra Korab siedendheiß etwas einfiel.

»Meine Güte, Janel!«

Er schnellte hoch. Ungeachtet der Gefahren jagte er auf die Tür zu,

um sie aufzureißen. So heftig, daß seine rechte Hand an der Klinke abrutschte.

Nicht allein sein ungestümes Handeln war der Grund für diese Rutschpartie.

Es gab noch einen anderen — die Tür war verschlossen. Aus dem Vorraum hörten sie Janes Schreie!

Als Suko von dieser gewaltigen Kraft gepackt wurde, hatte auch Jane Collins gehandelt. Der Schock war vorbei, sie wollte nicht wie eine Zielscheibe auf dem Büroboden liegenbleiben. Sie mußte sich ständig bewegen.

Suko drehte sich noch immer. Einmal rasierte eine Hacke über ihre Haare.

Jane kam hoch. Noch in der gebückten Haltung erwischte es sie. Das Messer huschte derart nahe an ihr vorbei, daß sie sich erschreckte, wieder zusammenfiel, sich auf den Rücken drehte und die beiden anderen Klingen auf sich zurasen sah.

Sie erwischten Jane!

Es war ihr Pech, daß sie erstens einen Mantel und zweitens den Pullover mit den Fledermausärmeln trug, die für die heransausenden Klingen ein gutes Ziel boten.

Das erste Messer erwischte den Mantelstoff. Der Strahl drang tief in den Boden ein und nagelte den Mantel an der rechten Seite fest. Der zweite Dolch erwischte das Kleidungsstück an der linken, ein dritter huschte wie ein tödlicher Gruß heran und durchnagelte den Stoff zwischen Achselhöhle und Hüfte.

Auch die vierte Klinge erwischte sie.

Jane lag auf dem Rücken, ohne etwas dagegen unternehmen zu können. Die Messer fielen wie Regen auf sie nieder. Drei befanden sich noch unterwegs, als Mandra es schaffte, Glenda/Lilith aus dem Konzept zu bringen, indem er den Stuhl warf.

Suko kam frei, drehte sich nicht weit von Jane entfernt dem Fußboden entgegen, ohne die Detektivin allerdings wahrzunehmen. Dafür handelte Mandra. Er zerrte Suko aus dem Raum in das Hauptbüro hinein.

Zurück blieb Jane. Gemeinsam mit den drei Dolchen, von denen einer gegen das Holz der geschlossenen Tür hämmerte.

Glenda/Lilith stand wieder auf. Sie bewegte sich dabei nicht normal. Die Person schnellte in die Höhe, als wäre sie von einem Katapult geschleudert worden.

Dann stand sie — und drehte sich zu Jane um, dabei umkreist von den drei noch gebliebenen Dolchen, die um ihren Kopf schwirrten wie Monde um einen Planeten.

Rühren konnte sich Jane nicht. Sie lag stramm auf dem Rücken und starrte Glenda/Lilith entgegen. Die drei Dolche hatten sie nicht verletzt, aber wehrlos gemacht.

Die veränderte Glenda besaß sämtliche Trümpfe. Das wußte sie auch. Ihr Lächeln auf den beiden Gesichtern besaß einen gewissen Zug von Überheblichkeit und Härte. Sie war nicht mehr die Person, die Jane Collins kannte. Das Böse hatte sich ihres Körpers und ihrer Seele bemächtigt. Wie schleichendes Gift war es in die Person Glenda eingedrungen, um sie voll zu übernehmen.

Dicht vor Jane Collins stoppte Glenda ihren Schritt. Auch die Augenbrauen bewegten sich, als sie die Stirn runzelte. Mit einer bedächtig erscheinenden Geste hob sie den Fuß, während die drei letzten Dolche plötzlich nach verschiedenen Seiten hin wegflogen. Jane Collins schrie, weil eine Klinge gegen ihren Körper raste, aber nicht traf. Der plötzliche Druck stammte von Glendas Absatz, denn sie hatte ihren rechten Fuß auf Janes Körper gestemmt. Die Klinge sauste neben der Detektivin in den Teppich.

Niemand war gekommen, um die Tür aufzurammen. Keiner hatte die Geräusche gehört oder hören wollen. Jeder hielt sich zurück.

Jane und Glenda schienen sich auf einer Insel zu befinden. Im Nebenraum hämmerten Suko und Mandra gegen die Tür. Beide Männer hätten sie leicht öffnen und auch aufstoßen können. Das wiederum war nicht möglich.

Als Jane den Kopf etwas drehte, erkannte sie auch den Grund. Auf der Außenhaut der Tür schimmerte ein heller Schatten. Glenda/Lilith mußten durch eine magische Sperre dafür gesorgt haben, daß die Tür verschlossen blieb. Glenda hatte Janes Blick bemerkt. »Nein«, sagte sie, »die beiden werden keine Chance haben. Auch du nicht, Jane. Dein Schicksal ist beschlossen. Du wirst ihn töten! Du wirst das Messer in John Sinclairs Leib stoßen. Es gibt kein Entrinnen und keinen Ausweg für dich, und es tut mir nicht einmal leid!«

»Nie!« schrie Jane dagegen. Sie wunderte sich, woher sie so plötzlich den Mut nahm, derart aufzubegehren. »Niemals werde ich John töten!«

Die Detektivin dachte dabei auch an ihre ehemaligen Hexenzeiten, wo sie sehr viel Schuld auf sich geladen hatte. Es waren furchtbare Jahre und Monate gewesen. Noch einmal wollte sie einen derartigen Zustand nicht erleben.

»Es bleibt dir keine andere Wahl!« erklärte Glenda/Lilith. »Du mußt es tun. Es ist einfach dein Schicksal, und mir tut es nicht einmal leid. Lange genug habe ich warten müssen. Die Zeiten sind vorbei. Wir haben ihn, wir haben John Sinclair endlich. Der Geduldsfaden des großen Luzifer ist gerissen und meiner ebenfalls.«

»Ich bleibe hier, ich...«

Glenda nahm den Fuß wieder zurück. Jane saugte den Atem ein, froh, von diesem schlimmen Druck befreit zu sein. Sie bewegte ihren rechten Zeigefinger und deutete Jane an, aufzustehen.

»Komm wieder hoch!«

»Ich bleibe...«

»Nicht liegen«, sagte die Person vor ihr. Bevor sich Jane versah,

spürte sie den Druck im Rücken. Sie kam nicht gegen ihn an. Ob sie es wollte oder nicht, sie wurde auf die Füße gestellt.

Dicht vor ihr schimmerten die beiden Gesichter der Glenda Perkins. Lilith besaß mehr Kraft, obwohl es die wahren Züge nur mehr schwach überdecken konnten.

Dem kalten, unheimlichen Fluidum konnte Jane nicht entgehen. Es war als böser Hauch genau zu spüren und streifte gefährlich nahe an ihr vorbei.

Dann packte es zu.

Irgendeine Kraft schien hundert Arme zu besitzen, zerrte Jane Collins herum, die ins Taumeln geriet und in eine bestimmte Richtung stolperte. Sie lief quer durch das Zimmer auf ein Rechteck zu, das die Wand unterbrach. Hinter dem Fenster schimmerte der Himmel in einem unnatürlichen Blau und wurde in der Höhe von den fächerförmigen Sonnenstrahlen Übergossen. Glenda alias Lilith legte ihr ihre Handfläche gegen den Rücken, damit Jane nur nicht in Versuchung geriet, einen anderen Weg einzuschlagen als den zum Fenster.

Sie selbst brauchte es nicht einmal zu öffnen. Für den Bruchteil einer Sekunde zeichnete ein heller Lichtstreifen die Umrisse des Fensters nach, dann sprang es auf.

Wind fegte in das Zimmer. Er zerwühlte die Haare der Detektivin, fächerte gegen ihr Gesicht und streichelte den gesamten Körper. Jane Collins ahnte es nicht nur, sie wußte, was Glenda von ihr wollte.

»Springen!« bestätigte diese. »Du wirst dich auf die schmale Fensterbank stellen und hinausspringen. Hast du verstanden, kleine Jane? Du wirst wegspringen!«

»Nein, ich...«

Glenda faßte sie an. Für einen Moment spürte Jane den Druck ihrer gesamten Hand im Rücken, danach bewegte Glenda nur mehr die Fingerspitzen, als wollte sie auf den Tasten eines Klaviers spielen.

Statt dessen berührte sie nur bestimmte Stellen und füllte sie mit ihrer schrecklichen Magie, die sie durch Lilith bekommen hatte. Janes innerer Widerstand erlosch. Auch wenn sie es gewollt hätte, es wäre ihr nicht möglich gewesen. Da war die andere Macht, die uralte Kraft, so alt wie die Welt. Ihr konnte ein normaler Mensch nicht widerstehen. Dicht vor dem Fenster blieb Jane stehen. Sie berührte bereits die innere Kante der schmalen Fensterbank. Nun hätte sie sich schon hinausstürzen können.

»Auf die Bank!«

Glenda/Lilith hatte sehr leise, aber auch intensiv gesprochen. Sie brauchte zudem nicht nachzuhelfen, denn Jane Collins hob von allein ihr rechtes Bein an.

Dann spürte sie unter ihrem Fuß den Widerstand der schmalen Bank. Sie stützte sich ab, hob auch das andere Bein an, zog den Kopf ein und blieb auf der Fensterbank stehen.

Glenda lachte.

»Jetzt!« befahl sie.

Jane sprang noch nicht. Für die Dauer von einer oder zwei Sekunden schaute sie in die Tiefe. Unter ihr lag die Straßenschlucht. Sie sah die zahlreichen Fahrzeuge, die ziemlich klein und schmal wirkten. Sie nahm alles in sich auf. Die Schlucht kam ihr vor wie ein tiefes, unheimliches Grab, und sie stürzte nach unten.

Jane fiel waagerecht — und genau hinein in die plötzlich erscheinende Wand aus loderndem Feuer, die wie ein Vorhang zwischen Himmel und Erde hing.

Das Feuer erstickte ihren Schrei...

Sie bemühten sich nach Kräften!

Zuerst hatte es Suko versucht, danach Mandra Korab. Keinem von ihnen war es gelungen, die Tür aufzustoßen. Immer wenn sie sich dagegen geworfen hatten, da zitterte sie zwar, doch sie schafften es

nicht, die Tür aufzustoßen.

Es war einfach grauenhaft...

»Die ist magisch gesichert!« keuchte Suko, sich den Schweiß von der Stirn wischend. »Da können wir nichts machen.« Er blickte Mandra an, als ob dieser ihm die Lösung sagen könnte, doch auch der Inder hob nur die Schultern.

»Also nichts«, flüsterte Suko.

»Was ist mit deiner Peitsche?«

Suko nickte. »Ich kann es versuchen.« Er dachte auch an Janes Schrei, den sie beide gehört hatten. Sie wußten, daß Glenda Perkins alias Lilith mit Jane Collins machen konnte, was sie wollte. Eine Chance würde sie nicht bekommen.

Suko zog die Dämonenpeitsche hervor und schlug einmal einen Kreis über den Boden.

Die drei aus Dämonenhaut bestehenden Riemen rutschten hervor und schleiften noch für einen Augenblick über den Boden. Dann riß Suko die Peitsche in die Höhe und schlug zu.

Die drei Riemen fächerten auseinander, sie klatschten gegen ihr Ziel. Sukos Gesicht war von Anspannung verzerrt, er rechnete mit einer magischen Explosion, mit dem Aufheben der Sperre, doch das geschah nicht. Zwar sah er die Tür für einen winzigen Augenblick durchscheinend werden, aber die gewaltige magische Sperre, die von Lilith aufgebaut worden war, hielt alles ab.

»Keine Chance«, sagte Mandra beim Zurücktreten. »Wir stehen auf verlorenem Posten.«

Suko nickte nur. Sein Blick hatte einen traurigen Ausdruck bekommen. Er fühlte sich plötzlich leer und ausgebrannt. Diesmal hatte ihnen die andere Seite die Grenzen aufgezeigt.

»Luzifer ist zu stark«, flüsterte er und hob die Schultern. »Er holt sich, wen er braucht. Einen nach dem anderen. Es tut mir leid, Mandra, aber ich schaffe es nicht.«

Der Inder lachte leise und bitter. »Es braucht dir nicht leid zu tun. Mir ergeht es ebenso.«

»Und Jane?«

Mandras Gesicht zeigte Regung. So etwas wie Verzweiflung lag in seinen Augen. »Sie wird nach John das zweite Opfer werden. Denk nur an meinen und ihren Traum. Man hat John geholt. Man wird ihn auf das verdammte Rad der Zeit binden, wo Jane erscheint, um ihn mit dem Messer zu töten. Ich habe es deutlich gesehen, als ich damals, als Gefangener in Aibon, auf dem Rad der Zeit festgebunden war. Nur hatte ich die Vorfälle vergessen.«

»Durch den Traum kehrten sie zurück«, sagte Suko leise. »Nur durch den Traum.«

Mandra nickte. Er ging an Suko vorbei auf die Tür zu. Die Arme hatte er vorgestreckt, als wollte er irgend etwas ertasten. »Sie ist weg!« flüsterte Mandra, »die Magie ist verschwunden...«

»Dann öffne!«

Das tat der Inder auch ohne Sukos Aufforderung. Er riß die Tür auf. Die beiden Männer stürmten in das Vorzimmer, sahen Glenda wie eine Statue in der Mitte stehen, wobei sie ihren starren Blick auf das geöffnete Fenster gerichtet hielt.

Auf der Bank stand Jane Collins - und stieß sich ab. Suko brüllte ihren Namen, hechtete noch auf das offene Viereck zu, dachte an seinen Stab, doch er konnte ihn nicht mehr ziehen und das Wort Topar rufen.

Jane war einfach zu schnell.

Sie fiel, und sie sprang gleichzeitig nach vorn. Genau auf eine Wand aus Feuer zu, die den Körper der Detektivin schluckte, als wollte er ihn kurzerhand verbrennen...

Bei seinem Sprung war Suko ausgerutscht, lag am Boden und drehte sich herum, bevor er auf die Füße kam.

Mandra hielt Glenda Perkins fest. Eine zitternde, bebende und

weinende Glenda, die die schrecklichen Vorgänge einfach nicht fassen konnte. Sie hielt die Augen geschlossen, dennoch fanden die Tränen ihren Weg und rannen an den Wangen entlang.

»Glenda kann nichts dafür!« flüsterte Mandra.

Suko nickte nur und drehte sich um, bevor er sich aus dem Fenster lehnte.

Die Wand aus Feuer befand sich noch in seiner Erinnerung. Das Bild würde er nie vergessen können. Er hatte auch gesehen, wie Jane in diese Wand hineingesprungen war, aber er wollte auf Nummer Sicher gehen und suchte mit seinen Blicken die Straßenschlucht von der langen Hauswand ab.

Unter ihm lief das Leben normal ab. Kein Autofahrer hatte angehalten, kein Fußgänger schaute zu ihm hoch, die Menschen hatten nichts davon bemerkt. Das brutale Zuschlagen der Hölle hatte sich nur innerhalb einer winzigen Zeitspanne abgespielt, die leider ausgereicht hatte, um die Vorgänge für Suko und Mandra noch chancenloser zu machen. Er drehte sich um. In seinem Innern spürte er ein Gefühl, das er kaum beschreiben konnte. Mit müden Bewegungen hob er die Schultern und wischte über die Augen.

Glenda hatte sich an Mandra Korabs Schultern gelehnt. Suko sah, daß sich ihr Rücken bewegte. Sie weinte lautlos, während Mandra mit einer Hand tröstend über ihr Haar strich. Seine Dolche steckten in allen möglichen Stellen des Vorzimmers. Er hielt den Blick gesenkt und sah ebenso ratlos aus wie Suko.

Trotz ihres Zustandes merkte Glenda, daß es auch auf sie ankam. Sie ließ Mandra los, putzte die Nase und schaute zwischen den beiden Freunden hindurch.

»An was erinnerst du dich?« fragte Suko.

Glenda hob mit einer hilflos anmutenden Geste die Schultern. »Ich kann es nicht sagen, Suko. Es ist alles so schlimm, verstehst du? Ich bin völlig von der Rolle.«

»Sie hatte Macht über dich bekommen, nicht wahr?«

»Ja, so ist es. Es war die Macht der Hölle. Eine Kraft, der ich nichts entgegensetzen konnte. Ich war plötzlich eine andere, ich war nicht mehr ich selbst.«

»Das kann ich verstehen.«

»Lilith...« Glenda schüttelte sich, als sie den Namen aussprach. »Sehr deutlich spürte ich ihren Einfluß. Es war kein körperlicher Schmerz, aber so etwas Grausames und Schlimmes habe ich noch nie in meinem Leben gespürt. Ich kenne die körperliche Bedrängnis, alles... aber das hier...« Sie mußte schlucken und rieb über ihre Augen. »Das war so stark, als wäre man als Mensch oder Person überhaupt nicht vorhanden. Was zählte, war das andere, das Grausame, auch das Alte. Ich habe zum erstenmal gespürt, wie mächtig das Böse sein kann.«

»Aber du lebst, du hast überlebt«, erklärte Suko. »Das allein ist sehr wichtig.«

»Meinst du?«

»Bist du denn anderer Meinung?« fragte Mandra.

Glenda hob die Schultern. »Ich kann es nicht sagen, verstehst du? Ich denke daran, daß es doch kein richtiges Leben mehr ist, wenn auf einem das Wissen lastet, einen anderen Menschen in den Tod getrieben zu haben.«

»Jane ist nicht tot.«

»Ja, Suko, du hast recht. Sie ist nicht tot. Sie wird leben.« Ihre Stimme bekam plötzlich einen anklagenden Ton. »Doch wofür wird sie leben, kannst du mir das verraten?«

»Ich weiß es!«

»Aber ich spreche es aus. Sie wird leben, um John Sinclair zu töten, den ich in die Falle gelockt habe.« Glenda rang die Hände. »Frst jetzt kommt mir das Teuflische dieses Plans genau zu Bewußtsein. Lilith und Luzifer haben uns Frauen ausgenutzt. Sie

wußten ja von unserer ehemaligen Rivalität, die wir persönlich schon begraben hatten. Eiskalt sind sie in die Lücke gestoßen, ohne Erbarmen, und sie werden Jane losschicken, um John zu töten. Sie selbst hat es geträumt, und auch dir, Mandra, ist dieser Vorfall wieder in Erinnerung gekommen.«

»Das ist richtig.«

»Was können wir denn tun?« fragte Glenda. »Man hat uns benutzt; die andere Seite hat gewonnen und uns mit einem Gefühl der völligen Hilflosigkeit zurückgelassen.«

Da niemand widersprach, verstummte auch Glenda. Nach einer Weile deutete sie auf die Dolche. »Da, sieh hin, Mandra. Es waren deine Waffen, die ebenfalls unter dem Einfluß des Bösen geraten sind. Seine Dolche. Erinnerst du dich? Sieben Dolche für den Teufel, so hatte es einmal geheißen. Das ist vorbei.«

»Ich sehe es nicht ganz so«, sagte der Inder. »Diesmal haben Luzifer und Lilith uns überraschen können. Ein zweites Mal wird es nicht passieren, das schwöre ich euch.«

»Rechnest du denn damit, daß es ein zweites Mal geben wird?« fragte Glenda leise.

»Davon bin ich fast überzeugt. Nicht bewußt durch sie gesteuert, aber wir werden die Spur aufnehmen.«

»Wie denn?«

Mandra blickte Suko an. »Wärst du dafür nicht der richtige Mann?« fragte er leise.

Der Inspektor ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er hob einen der Dolche auf, schaute ihn an, ohne ihn jedoch direkt zu sehen. »Derjenige, der uns hätte helfen können, wurde aus unserer Mitte gerissen. Allein John hätte die Chance gehabt.«

»Wieso nur er?«

»Durch sein Kreuz, Mandra. Es ist die einzige Möglichkeit, die einzige Chance, sich gegen das Urböse zu stemmen.«

»Dann könnten wir ja eigentlich beruhigt sein«, meinte der Inder, »denn John trägt das Kreuz bei sich.«

»Glaubst du das, was du gesagt hast?«

»Eigentlich nicht.«

»Ich auch nicht.« Suko nickte sich selbst zu. »John hat sein Kreuz zwar mitgenommen, aber ich darf daran erinnern, daß es einen Fall gegeben hat, wo Lilith ihm die Zeichen auf der Mitte des Kreuzes entriß. Keiner von uns weiß bisher, was sie für eine Bedeutung haben. Das ist ja das Fatale an der Sache. Stammen sie, wie alle übrigen Zeichen, ebenfalls von Hesekiel, oder hat man ihn damals einfach reingelegt? Das würde ich gern wissen.«

»Moment mal«, sagte Mandra, und selbst Glenda horchte bei Sukos Worten auf. »Gehst du etwa davon aus, daß noch ein anderer bei der Erschaffung des Kreuzes seine Hand im Spiel gehabt hat?«

»Ich gehe nicht davon aus, Mandra, ich rechne damit. Ich ziehe die Möglichkeit in Betracht.«

»Dann wäre er schon von Beginn an von den Mächten des Bösen manipuliert worden.«

Suko nickte.

»Aber sie haben doch nichts machen können«, sagte Glenda. »Denk mal nach, wie groß die Erfolge gewesen sind, die John mit Hilfe seines Kreuzes errungen hat.«

»Das meine ich aber auch.«

Suko wiegte zweifelnd den Kopf. »Du darfst nicht vergessen, daß sie Zeit gehabt haben. Luzifer und Lilith können so lange warten, bis sie es für richtig halten einzugreifen. Ich sehe da böse Dinge auf uns zukommen, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Welche bösen Dinge?« Sir James hatte die letzte Bemerkung des Inspektors gehört, als er die Tür aufstieß.

Die drei schrakten zusammen, doch auch der Superintendent blieb wie vor eine Wand gelaufen stehen, als er das Chaos innerhalb des

Vorraums erkannte. »Was ist hier passiert? Und wo steckt John? Ich habe gehört, daß Jane Collins auch hier sein soll...«

»Die beiden waren hier, Sir.«

Sir James nickte Mandra zur Begrüßung zu. Die beiden Männer hatten sich noch nicht gesehen. »Wo sind sie jetzt?«

»In der Hölle!« flüsterte Suko.

Sir James drückte erst die Tür zu, bevor er eine Frage stellte. »Können Sie das wiederholen, Suko?«

»Ja, in der Hölle.«

»Ich kenne Sie lange genug, um zu wissen, daß Sie nicht scherzen, Inspektor.«

»In der Tat scherze ich nicht. Es tut mir leid, Sir, ich hätte gern gescherzt, das aber ist nicht möglich. Hier sind Dinge passiert, die das Begriffsvermögen eines normalen Menschen überschreiten, und Sie haben nichts von alldem bemerkt.«

»Das ist in der Tat so. Kann ich erfahren, was sich in Ihrem Büro abgespielt hat?«

»Natürlich, Sir.« Suko gab einen Bericht, soweit er in der Lage dazu war. Den sehr wichtigen Rest fügte Glenda Perkins hinzu, und Sir James kam aus dem Staunen nicht heraus. Er widersprach allerdings mit keinem Wort, räusperte sich einige Male und holte sich einen Stuhl heran, auf dem er Platz nahm.

»Ich sehe Sie ratlos«, faßte er zusammen.

»Das sind wir auch«, gab Suko zu.

»Und was ist mit Ihnen, Mandra?«

»Ich sehe ebenfalls keine Lösung.«

Sir James hatte nachgedacht. »Ihr Besuch ist nicht rein zufällig, wie ich annehme...«

»Da haben Sie recht, Sir. Für mich ging es um einen Traum, um einen sehr wichtigen Traum und gleichzeitig um ein Erlebnis, das ich hatte. Es liegt lange zurück. Sie werden sich daran erinnern, daß ich

in Aibon auf dem Rad der Zeit festgebunden worden war...«

»Ja, natürlich.«

»Dort habe ich in die Zukunft schauen können, die Ereignisse jedoch vergessen. Vor einigen Nächten aber kehrten sie zurück. Innerhalb eines Traumes...«

Mandra erzählte und fügte anschließend hinzu, daß Jane Collins durch den gleichen Traum malträtiert worden war. »Von einem Zufall möchte ich nicht sprechen. Dahinter steckt Methode. Luzifer hat sich entschlossen, zurückzuschlagen.«

Sir James nickte. »Das stimmt wohl, wir haben es alle bemerkt. Nicht ohne Grund schickte er das Schreiben. Die Worte waren mit Blut geschrieben worden, mit einem alten Blut, das allerdings die gleiche Zusammensetzung besaß wie das Blut des John Sinclair. Ich bin ehrlich, eine Lösung habe ich nicht gefunden und meine auch, daß es primär keine Rolle in diesem Fall spielt. Wir müssen John finden. Selbstverständlich auch Jane, sie ist gleich wichtig, da ich nicht glaube, daß sie sich gegen die Tat stemmen kann.«

»Nicht bei Luzifer und Lilith«, sagte Glenda.

»Das stimmt.«

»Aber wie können wir seine Spur aufnehmen?« fragte Mandra Korab.

»Wie kommen wir an den Höllenfürsten heran? Durch eine Beschwörung vielleicht? Nein, daran kann und will ich auch nicht glauben. Das ist einfach unmöglich.«

»Das wäre zu simpel«, gab Sir James ihm recht. Er wandte sich an Suko, schob zuvor die Brille zurück und sagte: »Sie, Suko, sind fast ständig mit John zusammen, haben fast alle Fälle gemeinsam gelöst. Auf Ihnen ruhen unsere Hoffnungen.«

Der Inspektor lächelte. »Hoffnungen ist gut, Sir. Ich habe das Gefühl, in der Klemme zu sitzen.«

»Da sitzen wir alle.«

»Da haben Sie recht, aber wo sollen wir den Faden aufnehmen.«

»Bei Lilith«, sagte Glenda.

Nicht nur Suko war überrascht. »Wie kommst du darauf?«

»Weil sie meines Erachtens das schwächste Glied in der Kette ist. Zu ihr könnte es eine Verbindung geben, und zwar über einen dritten, denn ich erinnere mich an gewisse Dinge, die mir John erzählt hat. Auch du, Suko, dürftest sie nicht vergessen haben.«

»Darf ich denn fragen, Glenda, was du damit meinst?«

»Sicher. Man hat gesagt, daß Lilith die erste Hure des Himmels gewesen ist.«

»So steht es in der christlichen Mythologie«, erklärte Sir James.

»Davon gehe ich aus, aber man hat auch eine andere Erklärung gefunden. Damals, beim Sündenfall, da existierten drei Lebewesen. Adam, Eva und auch die Schlange, die den Mann verführte. John war einmal der Meinung, daß die namenlose Schlange trotzdem einen Namen gehabt hat...«

Suko unterbrach Glenda und schlug sich dabei gegen die Stirn. »Richtig, Lilith.«

»Das ist mir nicht neu«, sagte Sir James.

Glenda nickte Suko zu. »Jetzt bist du eigentlich an der Reihe, denn du warst doch dabei, als ihr das Grabmal der Königin von Saba gesucht und auch gefunden habt.«

Suko nickte. »Okay, du brauchst nicht mehr weiterzusprechen. Ich weiß, worauf du hinauswillst.«

»Dann klären Sie Mandra Korab und mich bitte auf!« forderte Sir James mit leicht ärgerlich klingender Stimme.

»Sofort, Sir. Als wir das Grabmal suchten, waren wir nicht allein. Auch Morgane Layton wollte es finden. Ihr war es damals gelungen, uns den Gral zu entwenden. Wir haben das Grabmal gefunden, aber zuvor hat Morgane Layton John einen Floh ins Ohr gesetzt, als sie davon sprach, daß es zwischen der Königin von Saba und Lilith eine

Verbindung gegeben hat. Ich will nicht behaupten, daß beide ein und dieselbe Person gewesen wären, aber es soll Menschen geben, die daran glauben.«[\[2\]](#)

»Sie nicht, Suko?«

»Auf keinen Fall.«

Mandra sagte etwas. »Fest steht doch, daß es trotz allem eine Verbindung zwischen der Königin von Saba und dieser ersten Hure des Himmels geben muß. Oder irre ich mich da?«

»Das glaube ich nicht.«

»Könnten wir die Verbindung aktivieren? Könnte es uns gelingen, sie so stark zu machen, daß wir es tatsächlich schaffen, an Lilith und letztendlich auch an Luzifer heranzukommen?«

Es war eine sehr gute Frage gewesen. Glenda Perkins, die sie ebenfalls vernommen hatte, erschrak sogar und wurde blaß. Auch Suko hatte einen leichten Schauer bekommen.

»Ich warte auf Ihre Antwort«, sagte Sir James.

Der Inspektor räusperte sich, bevor er nicke. »Nun«, murmelte er.

»Wenn ich es richtig sehe, bleibt uns nur die Chance über die Königin von Saba.«

»Aber ihr könnt nicht in das Land der Sabäer reisen«, rief Glenda. »Das ist nicht drin bei dieser kurzen Zeit, die uns wahrscheinlich zur Verfügung steht.«

»Ich glaube, das brauchen wir nicht.« Suko erhob sich. Als er weitersprach, blieb sein Gesicht unbewegt. Er bewegte nur die Lippen.

»Ich meine, daß wir sogar hier in London etwas erreichen können. Der Begriff Gral ist gefallen. Ich will ihn präzisieren und sage ›Der Dunkle Gral‹. Er befindet sich in Johns Wohnung.«

Sie hatte verstanden. Mandra begann bereits damit, seine Dolche aufzusammeln und sie in den dafür vorgesehenen Scheiden innerhalb des Koffers zu verstauen.

Sir James holte durch die Nase Luft. »In der Tat, Suko, das ist die einzige Möglichkeit.«

»Dann möchte ich aber mit«, sagte Glenda und schielte zum Superintendent hinüber.

Sir James nickte. »Ja, Miß Perkins. Sie können dabei sein. Vielleicht brauchen wir Sie noch.«

»Und Sie, Sir?« wollte Suko wissen.

Hinter den dicken Gläsern der Brille bekamen die Augen des Mannes einen fast wütenden Ausdruck. »Glauben Sie im Ernst, ich ließe Sie in einer derartigen Lage allein?«

»Nein, Sir, jetzt nicht mehr.«

»Dann los!«

»Jetzt habe ich dich, Sinclair!«

Diese verdammten, kreischenden und triumphierend gesprochenen Worte wollten mir nicht aus dem Sinn. Ich hätte es gern anders gehabt, nur konnte ich mich nicht dagegen wehren, sie waren leider zu einer schlimmen Tatsache geworden.

Glenda, ein Monster, sie war Lilith, und sie hatte es geschafft, mich in das Reich des verfluchten Luzifer zu locken. Mich störte besonders das Gefühl, völlig wehrlos zu sein, denn um mich herum wurde innerhalb einer kaum erfaßbaren Zeitspanne alles anders.

Die normale Welt des Scotland Yard verschwand, eine andere tat sich auf, eine Welt, in die ich förmlich hineinstürzte. Da wurden physikalische Gesetze aufgehoben, da schoben sich Dimensionen zusammen, um Risse und Spalten freizugeben, die Wege in die anderen, die furchtbaren und finsternen Reiche waren. Ich fiel ins Grauen, ich kippte der Hölle, der Welt des Bösen, der des Luzifer entgegen.

Und vor mir sah ich nichts.

Nur diese tiefblaue Schwärze, die anders war als die im Reich des

Spuks.

Die Schwärze vor mir paßte zu Luzifer. Ich hatte ihn schon des öfteren gesehen. Man konnte ihn eigentlich nicht beschreiben, er war ein Geist, ein Fluidum, doch um sich begreifbar zu machen, mußte es sich irgendwie ausdrücken.

Das tat er durch diese kalte Bläue und durch ein Gesicht, wie es schlimmer nicht sein konnte.

Noch sah ich das Gesicht nicht. Ich konnte davon ausgehen, daß sich Luzifer nicht versteckte. Um seinen Triumph auszukosten, würde ersieh mir schon zeigen.

Die Welt um mich herum war gestaltlos. Ich bekam nichts mit. Nur die tiefe Bläue, aber meine Gedanken wurden nicht beeinträchtigt. Ich konnte darüber nachsinnen, was man mit mir vorhatte, und ich konzentrierte mich zudem auf mein Kreuz. Seit jeher war mir dieser Talisman Mahner und Warner gewesen. Durch die Erwärmung hatte er mir Bescheid gegeben, daß sich irgendeine Gefahr in der Nähe befand, etwas Böses, Fremdes, Teuflisches. In dieser Welt hätte es eigentlich ›brennen‹ müssen, es tat sich nichts. Das Kreuz blieb normal auf meiner Brust liegen. Ich spürte den leichten Druck des Metalls, das war alles.

Der Grund war simpel. Ich brauchte nur an die Mitte des Talismans zu denken. Dort war es von den Urmächten des Bösen manipuliert worden und würde nun so reagieren, wie es die andere Seite wollte. Keine rosigen Aussichten für mich. Nur blieb mir keine andere Wahl, als mich den Tatsachen zu stellen. Einmal hatte es ja so kommen müssen. Wann hatte die Reise ein Ende?

Ich versuchte, mich zu bewegen, das klappte nicht. An meinen Gliedern schienen Bleigewichte zu hängen. Die andere Kraft führte mich weiter, ohne daß ich dagegen ankam.

Mir fiel Janes Traum wieder ein. Sie hatte von einem mit blauem Licht und mit Nebel erfüllten Tempel gesprochen. Sie war ihn

durchgegangen, bis zu einer Tür. Dahinter lag das Zentrum.

Eine Welt der für sie erstarrten Schatten, obwohl diese durch ihren Gesang ihr den Weg gewiesen hatten.

Ich konnte mir für mich persönlich kein anderes Ziel vorstellen und wartete praktisch darauf, ebenfalls diesen Gang zu erreichen. Wärme und Kälte waren Begriffe, die für mich in dieser Situation nicht zählten. Ich schwebte durch einen luftleeren Raum, in dem sich rein gar nichts abspielte.

Wenn ich die Augen aufriß, erreichte mich kein einziger Lichtreflex. Nur diese verdammte tiefe Bläue umgab mich. Sie war einfach überall — aber sie änderte sich.

Unter meinen Füßen spürte ich einen Widerstand. Es kam mir vor, als hätte mich ein gewaltiger Magnet angezogen, ich stand. Eingehüllt vom Nichts, vielleicht zwischen den Dimensionen, möglicherweise in der Hölle, die kein Mensch beschreiben kann, weil sie auch niemand begreift.

Wenn sich die Hölle verständlich machen wollte, mußte sie zu den Mitteln greifen, die auch für Menschen faßbar waren. Das heißt, sie mußte sich verändern, ein Beispiel geben, damit sie den Menschen das Grauen und den Schrecken übermitteln konnte.

Menschen wollten sehen, um begreifen zu können. Menschen mußten auch sehen. Ich war ein Mensch. Auch mir konnte man das Schicksal und den Schrecken nur auf diese Art und Weise übermitteln. Ich vergaß nicht Janes Erzählungen. Sie hatte diese Reise, die ich rein körperlich erlebte, bereits im Traum durchgemacht. Wenn dieser Traum der reinen Wahrheit entsprach, konnte mein Erlebnis nicht anders enden.

Deshalb war ich gespannt, spürte nicht einmal Angst vor den kommenden Dingen und schaute nach vorn. War das der Tunnel?

Ja, das mußte er sein. Es entstand ein gewisses Licht, obwohl ich keine Quellen sah. Jedenfalls schälte sich etwas hervor, das ich als

Tunnel ansah.

Rechts und links gerade Mauern, die in die Unendlichkeit hineinstießen. Ich jedenfalls sah kein Ende, drehte mich um und entdeckte auch keinen Anfang.

Für mich war dieser Tunnel ein Sinnbild für etwas Höheres, das keinen Anfang und kein Ende besaß, aber trotzdem vorhanden war. So einfach und doch kompliziert, ohne daß es erfaßt oder begriffen werden konnte.

Es war egal, in welche Richtung ich mich wandte. Mein Gefühl riet mir, nach vorn zu gehen.

Konnte ich mich überhaupt bewegen?

Es mußte schon komisch wirken, als ich den rechten Fuß anhub. Für einen Beobachter hätte es so ausgesehen, als versuchte ein Erwachsener die ersten Schritte. So behutsam ging ich weiter. Bei jedem Schritt, den ich tat, wölkte der Nebel auf. Es kam mir vor, als stünden meine Bewegungen und sein Erscheinen in einem unmittelbaren Zusammenhang.

Der Nebel blieb.

Er besaß keine große Dichte, nur mehr dünne Schwaden wallten und rollten mir in einer gespenstischen Lautlosigkeit entgegen und bekamen immer mehr Nachschub aus den Wänden.

Mein Gefühl war schwer zu beschreiben. Natürlich hatte die innere Spannung nicht nachgelassen. Es gab auch etwas, das über meine Haut hinwegfloß und sie kitzelte wie Stromstöße.

Etwas hielt mich umfassen...

Ich ging weiter durch den Tunnel. Eine ungewöhnlich reine und klare Luft umfing mich. Kein Vergleich zu der des geheimnisvollen Landes Aibon, aber eine Luft ohne Staub und Dreck, die trotzdem einen gewissen Nachgeschmack besaß.

War es metallisch, oder spürte ich den Geschmack von Schwefel auf der Zunge?

Ich wußte es selbst nicht, dachte auch nicht weiter darüber nach und holte zunächst mein Kreuz hervor.

Geriet das Silberkreuz mit der Magie des Landes Aibon zusammen, so nahm es einen grünen Schimmer an, der den ansonsten matten Glanz überdeckte. Wenn ich genau schaute, so hatte es sich auch in dieser ungewöhnlichen Welt verändert.

Das Silber war von einem Schatten überdeckt worden. Ein seichter, grauer und auch metallisch erscheinender Schatten, der in jede Fuge, in jedes Zeichen eingedrungen war und das gesamte Kreuz ausfüllte. Für mich stand fest, daß es nicht so reagieren würde, wie ich es gewohnt war. Die Macht des Luzifer, des absolut Bösen, hielt es in seinen Klauen. Wie würde es reagieren, wenn ich die Formel rief? Der Gedanke war plötzlich da. Er machte mir keine angst, im Gegenteil, er faszinierte mich. Ich grübelte nicht länger darüber nach, sondern wollte sehen, ob ich durch das Sprechen der Formel eine Lücke in dieser verdammten Welt reißen konnte.

Ich stoppte meine behäbig wirkenden Schritte und legte das Kreuz auf meine rechte Handfläche.

Dann sagte ich die Formel auf. Nicht laut, nicht leise, mit absolut normaler Stimme.

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto!« Nun mußte es klappen. Die Blitze aus Licht, aus weißmagischer Energie und — es passierte nichts. Mein Kreuz hatte zum erstenmal völlig versagt!

Nein, ich konnte nicht sagen, daß ich Angstzustände bekommen hätte, so weit ging es nicht. Aber ich fühlte mich dennoch ungemein enttäuscht und auch alleingelassen.

Klar, ich hatte zahlreiche Helfer besessen, die Erzengel, den Seher, auch Hector de Valois oder König Salomon, denn ich war ja mehrmals wiedergeboren und lebte nicht mein erstes Leben. Daß dieses Kreuz aber überhaupt nicht reagierte, war schlimm.

Gleichzeitig bewies es mir, wie groß Luzifers Macht war. Daß er, das absolut Böse, sich nicht vor diesem Gegenstand zu fürchten brauchte. Als er gewesen war, dachte man nicht an ein Kreuz, da hatten andere Dinge eine Rolle gespielt.

Ich tastete es mit meinen Blicken ab, suchte innerhalb der Zeichen nach einer Veränderung, ohne allerdings etwas entdecken zu können. Ich sah auch nichts von einer schwarzmagischen Kraft. Selbst das Gesicht der Hure Lilith zeigte sich nicht an der Stelle, wo die Zeichen fehlten. Eine derartige Neutralität des Kreuzes war mir noch nicht begegnet. Was also tun?

Weitergehen und darauf hoffen, daß sich Jane Collins nicht getäuscht hatte und ich irgendwann die geheimnisvolle Tür erreichte, hinter der ich wahrscheinlich die Lösung finden würde. Ich baute darauf, daß sie mich nicht das Leben kostete.

Ich wollte die Finger wieder um das Kreuz schließen, als ich im letzten Augenblick die Veränderung wahrnahm.

Genau dort, wo die Zeichen verschwunden waren, erschien ein Gesicht. Frau, Mann? Zuerst war nichts herauszufinden, bis die Züge eine gewisse Weichheit bekamen und ich Lilith erkannte. Sie also!

Dann hörte ich ihre Stimme. Das Metall des Kreuzes entließ die geflüsterten Worte.

»John Sinclair, ich heiße dich willkommen im Reich des Luzifer, des absolut Bösen!«

»Und weiter?«

Lilith lachte sogar. »Wir haben lange gewartet, sehr lange, doch ist die Zeit vorbei.«

»Welche Zeit?«

»Deine, John. Die Uhr ist abgelaufen. Dein Schicksal wird sich erfüllen. Nein«, berichtigte sie sich, »es hat sich bereits mit deinem Eintritt in diese Welt erfüllt.«

»Man hat mir ähnliche Worte schon öfter gesagt«, hielt ich ihr

entgegen.

»Aber noch lebe ich, Lilith.«

»Für uns bist du tot.«

»Du gestattest, daß ich mich dem widersetze? Dir muß klar sein, daß ich so einfach nicht aufgeben werde.«

»Was willst du denn tun? Du hast es versucht. Du hast die Formel gesprochen...«

»Es war ein Versuch.«

»Belüge dich nicht selbst«, drang es aus der Kreuzmitte, wo innerhalb des dünn anzusehenden Gesichts kleine Augen funkelten.

»Es war kein Versuch, du wolltest diese Welt aufreißen, einen Weg aus ihr herausfinden. Wir haben es gespürt.«

Das konnte ich mir vorstellen. Sie besaßen die Macht, um die Gedanken anderer zu lesen. Erst recht die ihrer Feinde, deshalb waren sie ihnen ja überlegen.

Ich übersprang das Thema und wollte wissen, wie es jetzt weiterging.

»Hat man dir das nicht gesagt?«

»Du meinst Jane Collins?«

»Sie ist diesen Weg gegangen, den du auch schreiten wirst. Immer geradeaus, Sinclair, immer geradeaus, dann wirst du in das Zentrum gelangen, Ceisterjäger.«

»Zu Luzifer?«

»Ja!«

Das genau hatte ich wissen wollen. Hinter der geheimnisvollen Tür würde er lauern, um mit mir abzurechnen. Täuschte ich mich, oder hatte sich das Gesicht auf dem Kreuz tatsächlich zu einem kaltem Lächeln verzogen? Bestimmt, denn Lilith und Luzifer arbeiteten Hand in Hand. Mir fielen wieder die verschwundenen Zeichen ein, und ich erinnerte Lilith daran, die mir auch sofort Antwort gab.

»Das glaube ich dir gern, daß du sie nicht vergessen hast. Ihr

Verschwinden zählte zu einer deiner empfindlichsten Niederlagen. Ich habe ein Gegenmittel gefunden.«

»Was bedeuteten sie?«

»Es sind deine Schicksalszeichen, Sinclair.«

»Die hat der alte Prophet Hesekiel schon gekannt?« wunderte ich mich.

»Hesekiel?« Obwohl sie nur flüsterte, klang es höhnisch, als sie den Namen aussprach.

»Ja; denn er schuf in babylonischer Gefangenschaft das Kreuz. Das ist keine Legende.«

»Ich glaube es dir sogar. Er schuf zwar deinen Schutz, doch nicht alle Zeichen stammen von ihm. Die in der Mitte nicht. Sie hat ein anderer geschaffen.«

»Wer?«

Aus dem Kreuz hervor lachte sie mich an. Für mich hörte es sich an wie ein gefährliches Zischen. »Ich weiß es, doch ich hüte mich, es dir jetzt schon zu sagen. Ich will dir nicht alle Überraschungen nehmen, verstehst du? Du bist am Ende deines Weges angelangt. Es sind für dich nur ein paar Schritte, bis sich dein Schicksal endgültig erfüllen wird. Dann wird dein Buch des Lebens geschlossen. Nichts ist Zufall, es gibt ihn nicht, obwohl ihr Menschen daran glaubt, aber die Natur und ihre gewaltigen Kräfte haben dem Zufall nichts überlassen. Es ist möglich, daß die Menschen es irgendwann einmal erfahren, wenn ihr Geist sich aus den Schranken gelöst hat. Einige unter euch sind dabei, es zu errechnen. Sie stoßen Weltbilderum, aber sie halten sich noch zurück. Das, John Sinclair, braucht dich nicht mehr zu interessieren. Deine Zeit ist jetzt schon vorbei. Deshalb gehe die nächsten Schritte. Man wartet auf dich, es ist alles vorbereitet. Nur für dich, Sinclair, allein für dich.«

Lilith hatte in Rätseln gesprochen und mich mit diesen Rätseln allein gelassen.

Ich starrte auf das Kreuz, das mir plötzlich so wertlos erschien. Nicht mehr als ein Stück geformtes Edelmetall, aus dem jegliche Kraft verschwunden war.

»Wie soll ich sterben?« Die nur gehauchten Worte flössen noch einmal gegen das Kreuz.

»Warte es ab, Sinclair, warte es ab...« Die Antwort hörte ich nur mehr schwach. Liliths Gesicht konnte ich nicht mehr auf dem Kreuz erkennen. Ich war wieder allein. Gewohnheitsmäßig dachte ich über meine Chancen nach. Ich checkte sie ab, mein Polizistengehirn konnte einfach nicht anders reagieren.

Nur war es Unsinn, nach irgendwelchen Möglichkeiten Ausschau zu halten, da nur die eine existierte.

Nach vorn!

Hinein in die Endlosigkeit des Schicksal-Tunnels, der dennoch eine Grenze besaß.

Der Nebel. Er kam mir vor wie ein geheimnisvoller Kraftstrom, der mich umwallte, um das Wissen vom Ende und vom Tod weiter zu transportieren. Ich dachte darüber nach, wie sich jemand fühlen muß, der allein zum Schafott geht.

So ähnlich wie ich. Von allen verlassen, ohne Hilfe, allein in der Hölle. Eine furchtbare Vorstellung, über die ich nicht weiter nachdenken wollte. Ich nahm sie einfach hin, denn ein zu starkes Nachdenken hätte mich in Depressionen fallen lassen. Noch war ich soweit, daß ich irgendwann aufbegehren wollte. Gegen das Schicksal, gegen den Zufall, den es angeblich nicht gab.

Es war kalt geworden. Eine Kälte, die nicht allein von außen an mich herandrang. Sie breitete sich auch im Innern aus und umklammerte mein Herz wie Spinnenhände.

Jane Collins hatte von einem geheimnisvollen Gesang berichtet. Ich hatte bisher noch nichts gehört, also konnte das Ziel noch weiter entfernt liegen. Was aber bedeutete in diesem Fall schon eine

Entfernung?

Nichts. Hier konnte man nicht mit irdischen Maßstäben rechnen. Wenn ich meine Füße aufsetzte, war nicht ein Laut zu hören. Wer oder was meine Schritte dämpfte, konnte ich nicht sagen und auch nicht erkennen. Schwärze, aber kein Untergrund, obwohl ich einen gewissen Widerstand spürte und mirdennoch vorkam, als würde ich in der Luft oder in einem Vakuum schweben.

Dann hörte ich es.

Es war ein geheimnisvoll klingendes Summen. Irgendwo vor mir, in einer nicht zu deutenden Ferne.

Auf unsichtbaren Wellen wurde es an mich herangetragen, ein Geräusch, das ich bisher nur aus Erzählungen kannte. Ich erlebte es ebenso wie Jane Collins in ihrem Traum. Nur war ich das Opfer, im Gegensatz zu ihr, der Täterin. Und ich ging weiter. Begleitet von der Monotonie der Stimmen, der singenden Schatten, der Geister oder Personen, die sich nicht bewegten, die vielleicht schwarzmagische Richter waren.

Die dumpfe Helligkeit blieb. Ich konnte die Wände des Tunnels nicht erkennen, wußte nur, daß sie vorhanden waren und daß Nebelschleier an ihnen entlangflossen.

Auch ich sah die Tür!

Dieser Anblick gab mir einen Stich. Bisher hatte ich nichts erkennen können, doch das Wissen, diesen Eingang zu meinem Ende vor mir zu haben, ließ mein Herz schneller schlagen.

Zum erstenmal spürte ich die Umklammerung der Angst stärker. Dahinter sollte sich mein Schicksal entscheiden. Eine Tür in der Leere der Dimensionen.

Bewußt geschaffen, extra für einen Menschen, um ihm auch in diese Welt eine gewisse Vertrautheit zu geben.

Das war schon pervers. Er sollte selbst im Tod die irdischen Regeln erkennen.

Ich blieb vor der Tür stehen. Noch immer hielt ich mein Kreuz in der Hand, schaute es mir an, sah nicht mehr das helle Schimmern, nur die düster wirkenden Schattenfarbe, die alle Zeichen hervortreten ließ, als wollte sie mir zeigen, wie wirkungslos sie letztendlich waren. Abschiedsgedanken zogen durch meinen Kopf. Ich mußte schlucken, die Lippen bewegten sich. Sollte es das gewesen sein? Genau bis zu diesem verdammten Punkt?

Mit der linken Handfläche wischte ich den kalten Schweiß von der Stirn, bevor ich die Hand gegen die Tür legte, um sie aufzustoßen. Eine Klinke oder einen Knauf hatte ich nicht gesehen.

Schon bei der ersten sachten Berührung merkte ich, daß die Tür leicht zitterte. Einen Moment später bewegte sie sich und schwang nach innen. Sofort steigerte sich der Gesang!

Das Summen war längst verschwunden. In diesem Moment brandete er mir entgegen.

Die Tür trieb weiter, als würde hinter ihr jemand stehen, der sie nach innen zerrte.

Ich ging noch nicht weiter, mein Blick fiel über die Schwelle, und es kam mir vor, als würde ich in die unendliche Weite einer Halle ohne Ausmaße schauen.

Hinein in das All, in die Stätte des Jüngsten Gerichts, das meinerwegen abgehalten wurde.

Ich sah und sah trotzdem nicht.

Irgendwas schob sich aus der Finsternis hervor, war noch dunkler als eben diese Dunkelheit. Das mußten die erstarrten Schatten sein, von denen Jane Collins gesprochen hatte.

Sie rührten sich nicht.

Unbeweglich lauerten sie mir auf, warteten darauf, daß ich eintrat. Bevor ich es hörte, spürte ich es. Das waren Schwingungen, sehr böse Strahlungen, die sich in meinem Kopf zu einem Wissen zusammensetzten. Das Wissen um IHN!

Sein Reich hatte ich erreicht, seine Welt, die Hölle, das Böse, die Kälte.

»Komm näher, Geisterjäger. Tritt deinem Schicksal entgegen!«

Die Stimme erreichte mich wie ein mächtiger Donnerhall, und sie zitterte in meinen Ohren nach, als sie als Echo durch die Leere schwang. Plötzlich wollte ich nicht mehr, ich fürchtete mich, die Angst hielt mich gepackt. Ich drehte mich um — und sah, daß ich keine Chance mehr besaß.

Den Tunnel gab es nicht mehr!

In diesem Moment kam ich mir vor wie jemand, der direkt vor einem Abgrund steht. Ein falscher Schritt nur, und der Abgrund würde mich verschlucken.

Ich drehte mich wieder um, weil es keine andere Möglichkeit mehr gab. Da sah ich ihn.

Er stieg aus dem Nichts und gleichzeitig aus dem Hintergrund hervor. Die Stimmen der bewegungslosen Sänger steigerten sich zu einem rauschenden Inferno. Ihr Gesang klang noch unheimlicher, noch dumpfer, drohender und bedrückender.

Es war genau die richtige Begleitmusik für ihn, für das absolut Böse, das es in der Welt und in der unermesslichen Weite des Alls gab. Denn erzeugte sich mir.

Der am Beginn der Zeiten Besiegte, der dennoch der Sieger in seinem Reich war.

Luzifer!

Ja, er war es, und erzeugte sich mir so, daß ich ihn auch begreifen konnte.

Je höher er stieg, um so mehr verringerte sich die Lautstärke des Gesangs. Als Luzifer seine volle Größe erreicht hatte, da war auch der Gesang nicht mehr zu hören.

Stille hüllte alles ein!

Ich schaute zu ihm hin. Es war wie ein Zwang, der mich meinen Kopf anheben ließ. Da sah ich sein Gesicht.

Ja, nur das Gesicht, und es war nicht einmal neu für mich, denn ich wußte genau, wie sich Luzifer zeigte, damit auch er von den Menschen irgendwie erfaßt und begriffen werden konnte.

Ein Gesicht, das mir aus meiner Perspektive vorkam wie ein Berg. Es beherrschte alles, es war da und ließ die anderen Dinge in den Schatten treten. Sie kamen mir plötzlich so klein und unwichtig vor. Für mich existierte nur eben das Gesicht. Das also war die Dreieinigkeit des Bösen. Die drei Inhalte, bestehend aus Asmodis, Baphometh und Beelzebub, die zusammen eben das absolut Negative ergaben.

War er Mann, war er Frau?

Nein, ein Neutrum, ein Engel im negativen Sinne. Denn auch bei diesen Himmelswesen stand nicht fest, zu welchem Geschlecht sie gehörten. Sie waren einfach geschlechtslos.

So wie Luzifer.

Haare sah ich nicht. Dieses Gesicht erinnerte mich mehr an eine Statue, geschaffen von den künstlerischen Händen eines Bildhauers, der den Haarschmuck ebenfalls nur in Stein gefaßt hatte.

Das Gesicht zeigte die Kälte, die auch mich umgab. Möglicherweise war es die Quelle des Grauens, der Kern, aus dem alles Grausame und Böse entstanden war, die Urzelle des Schlechten, obwohl es nicht danach aussah, wie selbst ich zugeben mußte.

Kein Monster stand vor mir, keine pervertierte Menschengestalt, nur ein glatter Kopf, mit einem Gesicht versehen, in dem sich alle Grausamkeiten und Demütigungen allein durch den hochmütigen Ausdruck widerspiegelten.

Ja, das war der perfekte Hochmut, eingebettet in die Glätte und Faltenlosigkeit der Haut, in die Augen, die düster blickten und

trotzdem strahlten, gezeichnet als Lippenpaar, dessen ungeheuer starke Arroganz mich frösteln ließ.

Egoismus, Verachtung dem Leben gegenüber, Schönheit auf der einen und Grausamkeit auf der anderen Seite, so konnte sich eben nur Luzifer dem Betrachter zeigen.

Ich hatte von Menschen gehört, die wahnsinnig geworden waren, als sie dieses Gesicht sahen. Der Anblick und die darin einzementierte Verachtung und Kälte hatten ihnen den Verstand geraubt. Mir erging es nicht so, da ich auf diesen Anblick vorbereitet gewesen war. Doch spurlos ging er nicht an mir vorüber. Auch ich spürte, daß sich die Haut auf meinem Rücken zusammenzog.

Das war eine Warnung, die mich mehr als nachdenklich werden ließ. Am liebsten hätte ich das Kreuz aus der Tasche genommen und weggeworfen. Aber ich stand da und rührte mich nicht. Ebenfalls wie zu Stein erstarrt.

Mir kam das Gesicht vor, als wäre es zweidimensional. In dieser Welt jedoch spielten Maße und Dimensionen keine Rolle. Da verschoben sich die Begriffe wie Breite, Höhe und Länge. So mußte meiner Ansicht nach Luzifers Kopf alles beherrschen, die Seite, den Hintergrund, den Vordergrund...

Ich drehte mich um.

Ja, ich hatte mich nicht geirrt. Luzifers Gesicht war überall. Rechts, links, vorn und hinten. Eine Mauer des Schreckens, die mich, den Menschen, noch kleiner machte und mir die Ausweglosigkeit direkt vor Augen hielt. Wieviel Zeit und ob überhaupt Zeit vergangen war, das konnte ich nicht einmal sagen, dafür hörte ich Luzifer sprechen, ohne daß sich die Lippen dabei bewegten.

»Du bist gekommen, Geisterjäger, weil du keine andere Wahl hattest. Du hast dich der Hölle gestellt. Unsere Geduld ist am linde. Das Böse, das sich in meiner Person manifestiert, hatte beschlossen, dich endgültig zu vernichten. Ich und Lilith, die schon vor langer Zeit

dein Kreuz beeinflussten, haben beschlossen, dich hinzurichten. Es hätte dir schon längst klar sein müssen, zu deutlich sind die Hinweise auf deinen Tod gewesen. Erwinnere dich an gewisse Dinge, die geschehen sind. Erwinnere dich genau daran, John Sinclair.«

»Was willst du?«

»Daß du dich an das Rad der Zeit erinnern sollst. Es gehört mir, ich habe es aus dem Lande Aibon, das von euch Menschen als Fegefeuer bezeichnet wird, geholt, um dich daran festzubinden. Du bist Satans Knochenuhr entkommen, dem Rad der Zeit nicht. Ein Freund von dir hat es erleben können, doch er hat vergessen, was ersah. Vielleicht wolltest es dir auch nicht sagen.«

»Wo steht es?« rief ich.

»Nicht so voreilig, Sinclair. Auch wir halten uns an die Gesetze, die ich aufgestellt habe. Deiner Freundin schickte ich die Träume, sie weiß, was dir bevorsteht, sie, die ehemalige Hexe. Wäre sie nur dem Satan hörig geblieben, so hätte sie vieles nicht zu erleben brauchen. Es hätte ihr nichts ausgemacht, dich zu vernichten, so aber wird sie dich als normaler Mensch töten, bevor diejenigen das Urteil gesprochen haben, die über dich zu Gericht sitzen werden.«

»Du willst gegen mich verhandeln?«

»Nicht ich, ich befehle. Es sind andere, die es sich nicht nehmen lassen wollen.«

»Wo sind sie denn?«

»Sie werden begleitet vom Totenchor der Seelen, den du gehört hast. In dieser meiner Welt haben sie auf dich gewartet. Ich bin sie, und sie sind ich.«

»Asmodis...«

»Beelzebub und Baphometh!« Er donnerte mir die drei Namen entgegen und hatte sie kaum ausgesprochen, als innerhalb dieses weiten und dennoch eingeengten Saals etwas geschah.

Licht erschien...

Es war kein Licht, wie ich es kannte, nein, mehr eine helle Dunkelheit, ein graues Licht mit wenig Kraft, dafür jedoch mit Schatten angereichert. Es drang von überall her und hoch, um ein Ziel zu treffen, das ich genau vor mir sah.

Es sah so aus, als würden sie auf einer langen Bank nebeneinander hocken, doch sie saßen in der Leere dieser Schreckensdimension, wobei sie mich angrinsten.

Drei mächtige Dämone, die Reinkarnation des Bösen. Ich sah Baphometh, den Dämon mit den Hörnern und dem Ziegenbart, der rot schimmerte, als würde er innerlich brennen. Neben ihm hockte Asmodis. Böse, verschlagen, mit seinem dreieckigen Gesicht, der breiten Stirn und dem ebenfalls breiten Maul mit den eisenartigen Stiftzähnen.

Auch Beelzebub sah ich. Ein haariges, geduckt wirkendes Monstrum mit glühenden Augen und einem Gesicht, das Ähnlichkeit mit dem eines Gorillas aufwies.

Das Licht hielt sie erfaßt und ließ sie aussehen wie Gestalten auf einer Filmleinwand. Leider jedoch existierten sie, auch wenn sie sich nicht rührten und mich nur anstarrten. Sie also wollten über mich Gericht sitzen. Es fiel mir schwer, zu glauben, daß diese drei Teufel zusammen Luzifer bildeten, wo er sich gleichzeitig auch noch zeigte und gewissermaßen eine vierte Gestalt bildete. Das Licht wanderte weiter. Ein düsterer Schatten glitt über die drei Gestalten hinweg und drängte sich hinein in den Hintergrund, wo es die Finsternis genau an einer bestimmten Stelle aufriß, weil sich dort ebenfalls Gestalten befanden, die ich kannte und die mich auch gut kannten.

Ich wollte es kaum glauben, als ich sie sah, aber in dieser Welt täuschte man mich nicht.

Hinter den drei Teufeln standen vier Gestalten. Die Horror-Reiter! Auch AEBA genannt, die Reiter der Apokalypse, die Boten des

Todes, die im Mittelalter die Pest über die Menschheit gebracht hatten, um sie dem Satan gefügig zu machen.

Sie hockten diesmal nicht auf den Rücken ihrer pechschwarzen Totenpferde, sondern standen etwas erhöht, um über die Sitzenden hinwegsehen zu können.

Sie trugen ihre Rüstungen und hatten die Visiere der Helme hochgeklappt. Sie dienten mächtigen Dämonen. Ein Zeichen ihrer Dienerschaft hätte auf den Vorderseiten der Rüstungen schimmern müssen, doch in diesem Fall sah ich weder ein A, ein E, noch ein B. Ich verstand, denn Luzifer persönlich hatte sie als Wächter und Zeugen meiner Hinrichtung in seinen Bann gezogen.

Sein mächtiges Gesicht schwebte über allem. Dieses kalte Blau stand wie gemalt vor dem pechschwarzen Hintergrund dieser gewaltigen Dimension. »Du hast sie gesehen, John Sinclair?«

»Ja!«

»Sie wollten Zeuge werden, wie derjenige stirbt, der es tatsächlich wagte, gegen sie anzutreten. Jetzt aber werden sie dich überleben, alle werden dich überleben, Sinclair.«

Ich gab Luzifer eine andere Antwort, holte mein Kreuz hervor und hängte es mir um. Als er dies sah, konnte er nur lachen, und seine Vasallen stimmten in das Hohngelächter mit ein.

Ich persönlich empfand es als eine vernichtende Niederlage, als sie mich dermaßen auslachten. Es war ein schlimmes, unbegreifliches und auch nicht zu erklärendes Gefühl, seine eigene Hilflosigkeit derart deutlich vorgehalten zu bekommen.

Das Lachen schwoll noch stärker an. Es war nie gleich, dazu waren die Stimmen einfach zu verschieden. Mal ein dumpfes, donnerndes Dröhnen, dann wieder ein helles Kreischen, eklig, hämisch und auch grausam. Da reagierten die mächtigsten Dämonen direkt menschlich, als sie sich an meiner Hilflosigkeit weideten. Irgendwie hatte ich auch das Gefühl, daß ich nur deshalb so verspottet wurde, weil ich

mein Kreuz umgehängt hatte.

Ein Kreuz, das in dieser verfluchten Welt einfach wertlos war, das auch nicht reagiert hatte, als ich die Aktivierungsformel rief. So etwas war mir ansonsten auch nicht untergekommen.

Das Lachen brach ab.

Noch ein schriller Schrei, dann fiel die Stille förmlich über dieser Welt zusammen.

Was geschah weiter? Wer würde mich töten wollen? Die Horror-Reiter, Asmodis oder die beiden anderen?

Oder würde im Buch des Schicksals die letzte Seite aufgeschlagen werden, um genau dem Text zu folgen, der dort geschrieben stand?

Ja, Luzifer hielt sich an die Regeln. In die Stille hinein dröhnte seine Stimme.

»Und nun, John Sinclair, werde ich dir die Person zeigen, die dich töten wird.«

Das Licht wanderte nicht weiter, es entstand nur an einer anderen Stelle und riß eine Person aus der Finsternis, mit deren Erscheinen ich eigentlich hatte rechnen müssen.

Es war eine Frau, die unbeweglich dastand wie eine aus Stein gehauene Figur.

Sie starrte mich nur an. Im dunklen Licht wirkte ihr Gesicht ebenfalls wie Stein.

Sie versuchte, ihre Lippen zu bewegen, ich konnte es sehen, aber sie schaffte es nicht, auch nur ein Wort zu sagen.

Jane Collins!

Luzifer wollte den alten Gesetzen folgen, er wich keinen Schritt davon ab, denn Jane Collins trug in ihrer rechten Hand das Mordmesser mit der langen Klinge...

Ich sagte nichts, und sie sprach auch nicht. Wir schauten uns nur an, jeder von uns dachte vielleicht das gleiche und trotzdem etwas

anderes. Ungewöhnlich war nur, daß ich ihr Gesicht erkennen konnte. Das fahlgraue, übernatürliche Licht schien sich ausgerechnet und bewußt auf ihr Gesicht zu konzentrieren. Ich entdeckte die Qual in Janes Augen, ein Zeichen des inneren Kampfes, den sie gegen sich selbst führte.

»Es ist deine Mörderin!« rief Luzifer. »Lange genug haben wir warten müssen, nun hat dich dein Schicksal erreicht.«

»So etwas habe ich schon gehört!« sprach ich gegen das kalte, blaue Gesicht. »Es liegt einige Zeit zurück, da hat man mir erklärt, mein Schicksal würde im Buch der grausamen Träume stehen und sich auch entsprechend erfüllen. Der personifizierte Tod hat es versucht. Ja, er wollte mich mit seiner Sense killen, hatte mich schon so gut wie wehrlos, ich lebe noch, Luzifer. Ich lebe, wie du siehst.«

Es war damals haarig hergegangen. Mit Schrecken dachte ich noch an diese Komturei in Belgien zurück, wo ich dem Sensenmann im letzten Moment entwischt war und selbst der Seher es nicht hatte schaffen können oder wollen, mich zu retten.

Nun ja, ich entkam, nicht zuletzt durch die Hilfe vom Abbé Bloch. Das Tor zum Jenseits war von mir wieder verschlossen worden, das Grauen konnte sich keine freie Bahn mehr schaffen.[\[3\]](#)

Obwohl ich schon längere Zeit gegen das Gesicht des Luzifer schaute, war es mir nicht möglich, mich daran zu gewöhnen. Es war einfach zu schlimm, zu kalt, zu abstoßend. Ich senkte den Blick wieder und sah mir mein Kreuz näher an.

Es blieb ohne sichtbare Veränderung. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß sich an der Schnittstelle das Gesicht der Lilith zeigen würde, sie und Luzifer bildeten ein Paar.

Ungewöhnlicherweise hielt sich diese Gestalt zurück, die Schlange aus dem Paradies, wie sie von vielen Menschen gesehen wurde. Auch die Horror-Reiter rührten sich nicht vom Fleck. Nach wie vor glichen sie knöchernen Statuen. Ich wußte, was sich hinter ihrem

verdammten Panzer verbarg, hatte schon oft genug gegen sie gekämpft und ihre Angriffe immer wieder zurückschlagen können. Nun aber standen sie auf Luzifers Seite und erlebten sich selbst in ihrer vollen Stärke.

Jane war gegen ihren Willen in diese Welt hineingeschafft worden. Sie stand da und weinte. Ihr Schicksal war mit dem meinen sehr eng verknüpft. Die Tränen rannen an ihren Wangen herab. Im schwachen Graulicht erinnerten sie an dunkle, durchsichtige Glasperlen.

»Es ist kein Traum, John«, sagte sie leise. »Diesmal bin ich hier und nicht...«

»Ich weiß es, Jane.«

»Ich werde versuchen, es nicht zu tun. Ich will dich nicht töten. Die Zeiten sind vorbei. Die Sternen-Prinzessin hat mir mein Gesicht zurückgegeben, ich will nicht mehr den verdammten Mächten der Finsternis dienen, ich will es einfach nicht.«

»Danach fragte man dich nicht«, säuselte das kalte Gesicht. »Hier wird getan, was ich will. Du kannst dich gegen meine Kraft nicht mehr wehren, Jane Collins!«

»Und was geschieht, wenn ich es getan habe?« Ihre Stimme klang schrill und gleichzeitig gepreßt. Der nervliche Druck nahm bei der Detektivin an Stärke zu.

»Dann werde ich dich jemandem übergeben, der nur darauf wartet, dich bestrafen zu können.«

Wer das war, hörten wir, denn der Teufel lachte. Asmodis hatte seinen Spaß. Er öffnete das Maul, so daß gelbrote Feuerzungen aus der Öffnung hervorlecken konnten. Sie strichen wie dünne Farbe in die Finsternis hinein.

»Ja, Jane Collins, ja. Du hast mir einmal gedient, aber du hast dich wieder von mir abgewendet. So etwas verzeihe ich nicht. Das kann ich nicht verzeihen. Wer der Hölle einmal hörig war, der wird von ihr immer eingeholt.«

Wir glaubten ihm. In dieser Welt gab es für uns keine Chance zur Flucht. Ich hatte den Eindruck, als wäre die Halle in der Hölle zu einem schaurigen Gerichtssaal umfunktioniert worden.

Luzifer war mit seinen Erklärungen noch nicht am Ende. »Noch etwas will ich dir sagen, Geisterjäger. Bisher hast du uns und sie gesehen. Aber das Wichtigste kommt noch. Ich an deiner Stelle würde mich nach rechts drehen.«

»Und dann?«

»Dreh dich um!«

Auch Jane nickte mir zu. Dabei zitterte sie, und die Qual blieb nicht mehr allein auf ihre Augen beschränkt. Daß mich noch eine Überraschung erwarten würde, war mir klar, es gab ja gewisse Regeln, die eingehalten werden mußten.

Ich drehte mich.

Plötzlich wurde es still. Ja, genauso kam es mir vor. Eine eisige Stille, durch keinen Atemzug gestört oder unterbrochen. Das gleiche Eis hatte sich auf meinem Rücken festgesetzt. Es war die zweite Haut, die nicht mehr weichen wollte.

Noch konnte ich nichts erkennen, aber unter oder neben mir tat sich etwas.

Aus der Tiefe floß wieder dieser graue Schein aus Licht hervor. Er kroch in die Höhe, er war auf einmal da, und er holte etwas aus der Finsternis hervor, mit dem ich zwar irgendwo gerechnet hatte, das mich trotzdem überraschte. Es war das Rad der Zeit!

Ich wußte, daß es einmal in Aibon gestanden und dem gefährlichen Druiden Guywano gehört hatte. Es war ein furchtbares Instrument. Mandra Korab hatte es erlebt, er war auf dem Rad festgebunden gewesen und vom Eisernen Engel schließlich befreit worden. Das Rad der Zeit...

Schon allein der Begriff ließ die Angst in mir stärker werden. Nur ein satanisches Gehirn konnte so etwas erschaffen haben, um

Menschen zu quälen.

Dabei war der Name im Prinzip falsch. Das Rad der Zeit setzte sich aus zwei Rädern zusammen, die miteinander in Verbindung standen. Als Verbindungsglied diente ein großer Druidenstern, ein Symbol, das auch ich kannte, denn es hatte sich einmal auf meinem Kreuz befunden, bevor es von Lilith geraubt worden war.

Dieser Stern verband die beiden Räder.

Das eine für die Vergangenheit, das andere für die Zukunft. Wer an das Rad gebunden wurde, bekam Kontakt mit dem Druidenstern. Er konnte sowohl nach rechts als auch nach links gedreht werden. Drehte sich das Rad nach rechts, dann schaute der Gefangene in die Zukunft, wo er sein zukünftiges Schicksal erkennen konnte. Drehte sich das Rad in die andere Richtung, erlebte der Gefangene die eigene Vergangenheit.

Ein teuflisches Spielzeug, wie es sich nur ein perverses Gehirn ausdenken konnte.

Der Freund aus Indien hatte mir nicht berichtet, was er sah, als sich das Rad drehte. Nun wußte ich, daß es mein Ende gewesen war. Er mußte gesehen haben, wie Jane Collins mich tötete.

Alles traf ein!

Diese drei Worte deprimierten mich. Ich sah im Prinzip keine Chance mehr, meinem Schicksal — sprich Tod — zu entkommen. Es war einfach unmöglich.

Aus welchem Material es bestand, war für mich nicht genau zu erkennen. Es konnte aus Knochen bestehen oder aus Metall. Das Licht war einfach zu schwach, deshalb konnte ich es nicht genau erkennen. Aber ich sah die geheimnisvollen Zeichen, die beiden ineinandergeschobenen Dreiecke mit den geheimnisvollen Symbolen, die ebenfalls eine Bedeutung für mich persönlich besaßen. Die Symbole waren mir unbekannt.

Ich sah ein kleines Herz ebenso schimmern wie ein Kreuz, das sich

aus der Zahl vier zusammensetzte, oder die beiden Buchstaben U und M, die miteinander verschlungen waren.

Im Innern der beiden Dreiecke, sich gegenüberliegend, glänzten ein J und ein S.

Jeweils die Anfangsbuchstaben meines Vor-und Zunamens. Damit stand fest, daß dieses geheimnisvolle Rad der Zeit genau auf mich persönlich zugeschnitten war.

»Dein Platz zum Sterben, der Eingang in das ewige Nichts«, erklärte Luzifer. Ich hörte es seiner Stimme an, wie sehr er sich über die Worte freute. Er schien lange darauf gewartet zu haben, sie endlich aussprechen zu können.

»Warum?« fragte ich. »Weshalb soll ich auf dem Rad sterben? Es hat keine Bedeutung mehr für mich.«

»Doch, das Sigillum oder Pentakel, in dem die Anfangsbuchstaben deines Names verewigt sind. Es stand von Beginn an fest, daß es der Ort zum Sterben sein wird. Schicksal, Sinclair...«

»Ich glaube nicht an das Schicksal, Luzifer. Ich glaube auch nicht mehr an den Zufall. Es gibt einfach zu viele Tatsachen, die dagegen sprechen. Im Buch der grausamen Träume stand mein Schicksal vorgezeichnet, ich bin ihm entgangen. Jetzt redest du wieder von Schicksal, nein, Luzifer. Du kannst alles beherrschen, Welten und Welträume meinetwegen, aber eines kontrollierst du nicht. Meine Seele, die Seele eines Menschen, der dir nicht verfallen ist. Dieser Mensch besitzt noch immer seinen eigenen Willen, den auch du nicht brechen kannst.«

»Bei dir schon.«

»Ich glaube es nicht.«

Luzifer zeigte sich siegesgewiß. »Sinclair, du bist der letzte Träger des verfluchten Kreuzes. Nach dir wird es niemand mehr besitzen. Du wirst nicht mehr wiedergeboren, das hat man dir gesagt. Wenn ich dich vernichte, ist mir ein Sieg gelungen, dem ich schon lange

entgegenfiebere. Ich habe es dann geschafft.«

»Du wirst nie siegen. Zu Beginn der Zeiten hat dich der Erzengel Michael in die Hölle gestoßen. Er und seine Freunde sind mächtiger als die Hölle. Du kannst mich vernichten, aber du wirst es nie schaffen, die beiden großen Begriffe wie Gut und Böse umzukehren. Das ist das Problem der Hölle, daran krankt ihr, daran werdet ihr zerbrechen.«

Ich konnte Luzifer nicht aus der Reserve locken. Weder ihn noch die drei Teufel, die zuschauten.

»Mit deinem Tod, Sinclair, habe ich einen Anfang gemacht. Das mußt du mir zugestehen. Die Hölle holt auf. In kleinen Schritten zwar nur, aber sie kommt. Schau dir die Menschen an, wie rasch sie beeinflußbar sind, was man mit ihnen anstellen kann. Sie lassen sich manipulieren. Es gibt keinen Platz auf eurer schäbigen Welt, den wir, das Böse, nicht erreichen können. Du bist vermessen, wenn du versuchst, dich gegen uns zu stellen. Sehr vermessen sogar.«

»Wir Menschen haben es auch gelernt, zu kämpfen, Luzifer.«

»Ich weiß, nur schaffst du es nicht mehr. Deine Zeit ist abgelaufen, meine Falle war perfekt. Du wirst das Rad erleben, und du wirst vor deinem Tod noch Dinge sehen, die dich schlauer machen.«

Ich hielt mich zurück und fragte nicht weiter nach. Für Luzifer war ich nicht mehr. Er drehte mir sein grausamkaltes Gesicht nicht weg, aber sein für mich unhörbarer Befehl hatte die erreicht, die hinter den drei Teufeln als Wächter standen.

Die Horror-Reiter kamen.

Als sie gingen, hörte ich sie nicht. Sie schwebten durch die Schwärze und vorbei an den Schattenwesen, die anfangen zu singen. Die gleichen dumpfen Gesänge, die ich auf meinem Weg zu dieser Stätte des Todes schon einmal vernommen hatte.

Ein Totenchoral begleitete mich. Schauerliche Melodien, die mir eine zweite Haut über den Rücken trieben, als würde mein Körper

allmählich einfrieren.

Ich suchte nach einem Ausweg, obwohl ich genau wußte, daß es keinen gab.

Die vier Horror-Reiter bewegten sich so, daß sie mich in die Zange nehmen konnten. Zwei kamen von vorn, zwei von hinten. Ein Ausweg war nicht zu sehen.

Auch Jane litt mit mir. Noch war sie nur eine Statistin, schon bald würde sie die Hauptperson in diesem grausamen Spiel sein. Ihr Blick verriet Furcht und gleichzeitig einen Willen zum Widerstand. Die Detektivin stand momentan nicht unter dem direkten Bann Luzifers. Ihr rechter Arm mit dem Messer zuckte. Sie stand dicht davor, einen der Horror-Reiter zu attackieren.

Ich schüttelte den Kopf. Jane sah die Bewegung, nickte und ließ den Arm wieder sinken.

Die Horror-Reiter glitten an ihr vorbei. Da sie nicht auf ihren schwarzen Pferden saßen, wirkten sie nicht so gefährlich. Ich stellte fest, daß ich größer war als sie. Nur sahen sie kompakter aus in ihren Rüstungen und den Helmen, deren Visiere sie nach oben geschoben hatten und mit ihren Knochenschädeln darunter hinwegschauten.

Ich stand da, ohne mich zu rühren.

Meine Nackenhaare sträubten sich, als zwei Horror-Reiter sehr dicht an mich herangetreten waren und plötzlich Zugriffen. Knochenklauen wie Klammern. Hart und gnadenlos, die meine Arme dicht unter den Schultern umfaßten. Die Griffe waren wie Eisenstäbe, ich würde ihnen niemals entweichen.

Ich hörte ihre Stimmen. Ein rauhes Flüstern erreichte meine Ohren. Was sie sagten, verstand ich nicht. Beinahe hörte es sich an, als würden sie alte Formeln sprechen, um mich magisch zu beeinflussen. Plötzlich kreiselte ich herum. Ich mußte einfach etwas tun, meine Wut hatte sich angestaut. Durch die heftige Bewegung schaffte ich es, mich aus den Griffen zu lösen.

Vor mir sah ich die Fratzen, rammte meine Hände in die Knochen in den Visieröffnungen und wollte die Beretta ziehen, als mich ein Hieb in den Nacken traf und ich Janes schrillen Ruf hörte.

Ich kippte nach vorn.

Bewußtlos wurde ich nicht. Es kam mir vor wie ein Schweben, und ausgerechnet den beiden Horror-Reitern segelte ich entgegen, die mich auffingen, mich drehten und nicht mehr losließen. Sofort waren auch die anderen da, und der Gesang der Totengeister nahm an Lautstärke und dumpfem Dröhnen zu.

Das Rad der Zeit stand rechts von mir. Einen Lidschlag später nicht mehr, da hatten mich die Horror-Reiter herumgerissen, um mich dorthin zu schleifen.

Meine Füße rutschten dabei über den Grund, sie fanden sogar Widerstand, obwohl es unter mir aussah, als würde ich über eine bodenlose Tiefe laufen.

Es war alles anders als in der normalen Welt. Hier regierte das reine Chaos, das dennoch eine satanische Ordnung besaß. Asmodis, Beelzebub und Baphometh hatten sich erhoben, weil sie zuschauen wollten, was mit mir genau geschah. Keiner von ihnen griff ein, obwohl die drei zusammen die Person ergaben, deren Gesicht nach wie vor über allem schwebte.

Eine Trinität, die trotzdem auseinandergerissen war. Ich dachte darüber nach, nur kam ich auf keine Lösung. Etwas stimmte da nicht, war mit normalen Maßstäben nicht zu begreifen.

Oder sollten nur die schwarzen Seelen der drei zusammen das Böse bilden und die Körper ansonsten getrennt sein?

Das Rad der Zeit wuchs vor mir hoch. Es war ziemlich groß. Mandra hatte damals auf dem Rad seinen Platz gefunden, ich würde es ebenfalls. Der Druck verstärkte sich. Noch einen Schritt, dann hatte ich das mörderische Rad erreicht.

Ich wehrte mich nicht mehr, auch dann nicht, als ich herumgedreht

wurde. Ich wurde angehoben, nach vorn gedrückt und spürte die Mitte zwischen den beiden Rädern an meinem Rücken.

Es war das Dreieck, das die Räder verband. Die Zeichen, die sich auch auf meinem Kreuz befunden hatten.

Auf Fesseln konnten die Horror-Reiter verzichten. Sie packten mich an den Hand- und Fußgelenken und zogen meinen Körper derart in die Länge, daß er ein großes X bildete.

Line bessere Position, jemanden wehrlos zu machen, konnte es gar nicht geben.

Sie zeigten keine Freude, traten zurück wie stumme Sklaven und tauchten allmählich in der Schwärze dieser Welt unter, wo sie meinen Blicken entschwanden.

Ihre Arbeit war getan, man benötigte sie nicht mehr. Alles weitere war eine Sache zwischen Luzifer, Jane Collins und mir. Ich bekam trotzdem Besuch. Asmodis, Baphometh und Beelzebub hatten ihre Plätze verlassen, schritten auf mich zu und auch an dem Rad der Zeit vorbei.

Jeder schaute mich an.

Asmodis hatte die Spitze übernommen. Er blieb vor mir stehen und verbeugte sich spöttisch. »Ein Abschied, Geisterjäger. Du hast verloren. Der jahrelange Kampf hat dir nichts genutzt. Man wird dich zerreißen.«

Lachend und dabei eine Wolke aus Schwefelgas ausstoßend, ging er davon.

Er hatte Platz geschaffen für Baphometh. Der Dämon mit den Karfunkelaugen und dem Ziegenbart blieb ebenfalls vor mir stehen. »Du hast mich nicht vernichten können!« keuchte er. »Damals nicht, als du Garinga geschlagen hast. Wir werden zurückkehren. Van Akkeren und ich sorgen dafür, daß die Macht der Templer weiter zunimmt. Wenn du nicht mehr bist, werden wir die andere Gruppe der Templer brutal zerschlagen. Der Abbé hat keine Chance.«

Er kicherte noch einmal und schlich davon. In der Finsternis löste er sich ebenso auf wie Asmodis. Blieb Beelzebub, der haarige Dämon. Widerlich anzusehen. Mit ihm hatte ich bisher am wenigsten Kontakt gehabt. Ich wußte jedoch, daß er ein Freund der lebenden Leichen, der Zombies war. Wenn ich mir seine gedrungene Gestalt so anschaute, dieses Zerrbild zwischen Mensch und Tier, dann mußte ich den Künstlern des Mittelalters recht geben, die es verstanden hatten, auch Beelzebub so zu zeichnen, wie er tatsächlich aussah.

Überhaupt hatten die Menschen schon von der Trinität Luzifers gewußt, ohne sie allerdings begreifen und einordnen zu können. Beelzebub schlich davon. Wie ein schwerfälliges Tier bewegte er sich weiter.

»Jetzt sind wir allein«, vernahm ich die Stimme des absoluten Höllenherrschers. »Man hat dich verurteilt. Von nun an wird das Ritual seinen Lauf nehmen. Danach erst werde ich den Schlüssel der Welten besitzen, der mit deinem Tod freigegeben wird.«

Ich hatte es nicht begriffen. »Von welchem Schlüssel ist hier die Rede?«

»Keine Sorge, Sinclair, du wirst ihn sehen.« Ich hatte es nicht gehört, er mußte den Befehl gedanklich gegeben haben, denn Jane Collins kam auf mich zu.

Der Schlüssel war vorerst vergessen, für mich zählte allein die Person, die mich töten sollte.

Mein Gott, Jane Collins! Wenn ich sie und mich einmal als Paar ansah, dann hatten wir im Laufe der Zeit Himmel und Hölle durchgemacht. Ich dachte an die Jahre, die Jane an meiner Seite als Detektivin gewesen war, dann war die furchtbare Zeit gekommen, wo sie der Teufel in den Klauen gehalten und schrecklich bestraft hatte.

Das lag hinter uns. Jane war durch die Sternen-Prinzessin Consuela wieder normal geworden, aber in diesem Moment stand sie unter

einem anderen Bann, der alles andere in den Schatten stellte. Luzifer!

In ihm vereinigte sich alles. Er war keine Person, weder männlich noch weiblich. Er war einfach da, er war der Schrecken und das Böse an sich. Wie sollte Jane gegen seinen Befehl aufbegehren?

Mir kam es schon lächerlich vor, daß mein Kreuz vor der Brust hing. Es würde mir nicht viel geben, es würde mir nicht helfen, ich hatte es versucht, die Formel gesprochen, doch seine Reaktion war gleich Null gewesen.

Nicht in dieser Welt! Hier hatte das Böse tatsächlich die absolute Oberhand gewonnen. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, zu Beginn der Zeiten die beiden wichtigen Dinge im Leben derart zu trennen, denn das Licht hatte keine Chance, die Finsternis zu durchdringen. Janes Gesicht schien zu zerfließen. Sie machte Schlimmes, Schreckliches durch. Sie stemmte sich, das konnte ich deutlich erkennen, gegen den Befehl Luzifers an.

Nur wir drei waren vorhanden. Er, sie und ich!

Aber er besaß mehr Macht als alle Dämonen, gegen die ich in meinem Leben gekämpft hatte, zusammen.

Ich wunderte mich, daß ich noch keine Todesangst spürte. Es wäre normal gewesen, wenn dieses kaum zu beschreibende Gefühl mich überfallen und mich fast in den Wahnsinn getrieben hätte. Das Gegenteil war der Fall. Nahezu gelassen schaute ich Jane Collins entgegen, die sich nur mehr eine Körperlänge von mir entfernt befand. Sollte Luzifers Macht dafür gesorgt haben, daß die Todesangst nicht in mir hochstieg? Wollte er, daß ich alles genau miterlebte, oder würde sie später kommen? Mein Blick traf das Messer!

Aus dem Griff wuchs eine breite, wahrscheinlich beidseitig geschliffene Klinge, die vorn sehr spitz zulief. Schon einmal hatte Jane das Grauen erlebt, war aus ihrem Traum mit blutbeschniemenen Händen und Armen erwacht, denn das verstand Luzifer ebenfalls.

Einem Menschen die später wahr werdenden Alpträume zu schicken.
Jane stoppte ihre Schritte.

Ihr Gesicht befand sich etwas unter dem meinen. Wenn ich sie anschauen wollte, mußte ich den Blick senken. Wie gemeißelt wirkten ihre Züge. Die Augen waren ohne Leben. Starre Pupillen lagen in den Höhlen, eine Farbe konnte ich nicht in ihnen erkennen. Es lag womöglich auch an dem grauen Licht, das über ihr Gesicht floß. Noch wies die Spitze der Klinge in die Tiefe. Luzifer ließ sich Zeit, er besaß ja die Zeit der Ewigkeit. Ihm konnte nichts passieren. Er war, er würde sein, und er konnte es sich erlauben, mit seinen Feinden zu spielen.

Jane Collins bewegte ihre Lippen. Ich hörte kaum, daß sie meinen Namen aussprach, ich las es mehr von ihrem Mund ab und sah in den Augen einen ungemein traurigen Ausdruck.

Im Rücken spürte ich den Druck der beiden Dreiecke. Jedes sich dort befindliche Symbol wollte sich durch die Kleidung pressen, um auf der Haut eine Erinnerung zu hinterlassen. Der Eindruck, daß sich die Zeichen verschoben, daß sie lebten, wollte nicht weichen. Ich versuchte auch, die Glieder zu bewegen. Erfolglos, leider. Weder meine Arme noch die Beine rührten sich auch nur um einen Millimeter. Die verfluchte magische Fessel des Luzifer hielt.

»Ich weiß, daß du es nicht tun willst, Jane«, flüsterte ich ihr zu.
»Ich kann dir auch keinen Vorwurf machen. Ich weiß nicht, was mich erwarten wird, ich sehe auch keine Chance mehr, aber ich möchte dir sagen, daß die Zeit, die wir verbracht haben, schön gewesen ist, trotz der grausamen Vorfälle, die manchmal zwischen uns gestanden haben.«

Sie nickte. In diesen Augenblicken war sie sehr tapfer. Was sie tun sollte, mußte einfach über ihre Kraft gehen. Da würden die Nerven eines jeden Menschen versagen. Ich wunderte mich schon darüber, daß sie so relativ ruhig blieb.

Es fiel ihr schwer, einen Satz zum Abschied zu sprechen. Jane redete wie ein kleines Kind, das von seinen Eltern erst kurz zuvor das Sprechen gelernt hatte. »Wenn... wenn ich es hinter mir habe, John, wird auch meine Existenz nicht mehr so sein wie zuvor. Ich weiß, daß ich ebenfalls auf die lange Reise gehen werde. Ich werde hineinfallen in das Nichts. Es wird niemand dort sein, der mich auffängt. Ich werde nicht die Chance bekommen wie die meisten Menschen. Luzifer wartet, um auch mich vernichten zu können.«

»Das stimmt«, hörten wir beide seine gefährlichkalte Stimme. »Nichts wird nach deinem Tod mehr so sein wie sonst. Mit dir mache ich den Anfang, andere werden folgen, Jane Collins, deine anderen Freunde. Das Team um John Sinclair wird es ebensowenig geben wie ihn selbst.«

Ich verdrehte die Augen, um schräg in die Höhe schauen zu können, wo ich sein Gesicht erkannte.

Die blaue Fratze stand unbeweglich. Der kalte Glanz war weder aus seinen Augen noch von seinen Gesichtszügen gewichen. Er blieb dort wie eingemeißelt.

Das Gesicht zeigte keine Gefühle. Ich wußte nicht, ob er triumphierte, sich freute oder sich darüber ärgerte, daß ich es in der Vergangenheit geschafft hatte, der Hölle dermaßen viele Niederlagen beizubringen. Dieses Gesicht war einfach gefühllos. Er hatte bestimmt, daß wir lange genug voneinander Abschied genommen hatten, denn Jane Collins bekam den Befehl, endlich etwas zu unternehmen.

Sie bewegte ihre Hand.

Nein, es war nicht die rechte, in der sie das Messer hielt. Nahezu bedächtig hob sie den linken Arm an und spreizte dabei die Finger, als wollte sie etwas umfassen.

Mein Blick glitt ebenfalls nach links, ich mußte dieser Bewegung einfach folgen.

»Das Rad, John!« flüsterte sie. »Das Rad der Zeit, ich muß es einfach bewegen, ich kann nicht anders.«

»Dann tu es!«

»John, ich habe dich geliebt...« Jane preßte diesen einen Satz hervor. Und plötzlich spürte ich den verdammtten Druck, der meinen Brustkasten eng machte. Es war das Gefühl, das einen Menschen überkommt, wenn er an der Beerdigung eines nahen Verwandten oder Freundes teilnimmt. Da versagen die Reflexe, da versagt die Stimme, die irgendwo in der Kehle erstickt.

Janes Linke umfaßte den Rand des Rades.

Sie drehte es nach links.

Himmel, das war die Vergangenheit. Hatte sie sich vielleicht geirrt? Nein, das konnte sie nicht, denn für mich würde es keine Zukunft mehr geben. Also blieb nur die eine Richtung.

Das Rad drehte sich, als wäre es frisch geölt worden. Und ich drehte mich mit...

Vor der Wohnungstür fiel Suko etwas ein. Er hielt den Schlüssel schon in der Hand, drehte sich noch einmal um und schaute Mandra Korab an, der dicht vor ihm stand.

»Was ist?«

»Mandra, mir fiel da etwas ein. Du hast doch sieben Dolche, wie ich sehen konnte.«

»Richtig.«

»Wenn ich mich recht erinnere, sind fünf in Aibon zerstört worden. Der Eiserne Engel mußte es tun. Du hättest an sich nur zwei haben dürfen.«

Mandra lächelte sparsam. »Du hast gut aufgepaßt und alles behalten, Suko, mein Kompliment. Aber ich habe die Zeit genutzt. Wir sahen uns lange nicht mehr, mein Freund. Es ist mir gelungen, an fünf weitere Dolche heranzukommen. Ich habe sie bei einem sehr

alten weisen Mann weihen lassen.«

»Auch schon eingesetzt?«

»Ich sah keinen Grund, denn die Göttin Kali, meine Todfeindin, hat sich in den letzten Monaten sehr zurückgehalten. Wenn ich sie einsetzen muß, so werden sie auch ihre Feuertaufe bestehen.«

»Dann kann man nur hoffen, daß sie die gleiche Kraft besitzen wie die beiden anderen.«

»Sie werden es.«

Sir James drängte sich vor. »Suko, ich bitte Sie. Wir haben es eilig, kommen Sie.«

»Klar, Sir.«

Suko, ein Mensch, der die Nerven behielt, merkte plötzlich, daß auch er nicht so cool war, wie er sich in anderen Situationen gab. Seine Hand zitterte, als der Bart des Schlüssels das Schloß suchte und es zum Glück auch fand.

Suko drehte den Schlüssel herum und drückte die Tür auf, wobei er den anderen ein Zeichen machte, die Wohnung noch nicht zu betreten. Mit Überraschungen mußten sie immer rechnen. Die Sonne hatte die Räume aufgewärmt. Sie schien auch jetzt noch schräg durch ein Fenster und malte einen breiten Streifen in den Wohnraum, auf dessen Schwelle der Inspektor seine Schritte stoppte, sich umschaute, aber nichts Verdächtiges entdecken konnte. Niemand war da, um ihnen aufzulauern. Er winkte den anderen zu, die auf Zehenspitzen die Wohnung des Geisterjägers betraten. Sie wirkten wie Diebe, die etwas Verbotenes vorhatten.

Suko war zum Fenster gegangen und hatte das Faltrollo nach unten fallen lassen. So wurde das Sonnenlicht gefiltert. Der größte Teil des Wohnraumes lag in einem geheimnisvollen Dämmer.

Niemand traute sich, Platz zu nehmen, bis Sir James den Anfang machte und sich in einen Sessel setzte. Glenda tat es ihm nach. Mandra nahm auf der Couch Platz, nur Suko blieb stehen.

»Wo befindet sich der Dunkle Gral?« fragte der Inder.

»Moment!« Suko wischte Schweiß aus seinem Gesicht. Dann erst trat er an den schmalen Schrank heran, der spindartige Ausmaße besaß. Er öffnete die Tür.

Nicht nur den Dunklen Gral sah er dort, auch der Bumerang lag schräg in einem der Fächer.

Mit beiden Händen umfaßte Suko das wertvolle Gefäß, hob es an und drehte sich um. Er hatte Mühe, ein Zittern zu unterdrücken. Jeder sah ihm die Spannung an. Mit der Zungenspitze fuhr er über seine rauen Lippen. In seinen Augen lag ein feuchter Glanz.

Auch die anderen sprachen nicht. Mit beinahe ehrfurchtsvollen Blicken schauten sie den Gral an, dieses kostbare Gefäß, das golden schimmerte und nichts anderes war als der Kelch des Feuers, der sich schon lange in John Sinclairs Besitz befunden und dessen eigentliche Bestimmung er allerdings erst später erfahren hatte. Nicht nur der Kelch des Feuers gehörte zum Gral, es gab noch einen zweiten Gegenstand, der genau paßte. Taniths Kugel!

In einem geheimnisvollen Rot schimmernd, hatte sie genau auf der Öffnung ihren Platz gefunden. Sie war dafür geschaffen worden, den Gral zu vervollständigen.

Suko stellte die magische Waffe auf den Tisch, der sich zwischen den Sitzenden befand. Dann nahm er selbst Platz. Rechts neben ihm saß Mandra Korab.

Glenda Perkins hatte bisher nichts gesagt. Sie hockte auf der Kante, die Beine dicht zusammengelegt, die Hände gefaltet. Auch ihr war anzusehen, unter welchem immensen Druck sie stand. Sie machte sich Vorwürfe, nur sprach sie diese nicht aus, doch in ihren Augen war davon zu lesen.

»Wie wollen Sie vorgehen?« Mit relativ ruhiger Stimme stellte Sir James Powell die Frage.

Suko schaute über den Gral hinweg. »Ich muß an das Urböse

herankommen.«

»An Luzifer selbst?«

»Das wäre am besten, Sir, aber ich möchte es gern über einen anderen Weg versuchen.«

»Welchen?«

»Die Königin von Saba!«

Sie alle bekamen eine Gänsehaut, als Suko den Namen ausgesprochen hatte. Sir James schüttelte den Kopf. »Wie ist das möglich? Die Königin von Saba ist nicht das Urböse.«

»Aber sie kennt es.«

»Sie kann nicht gelebt haben — als Lilith...«

»Sir, sie weiß Bescheid. Sie muß es, denn Salomos Geist hat es John Sinclair gesagt, als wir vor ihrem Grab in der Wüste standen.«

»Darauf verlassen Sie sich, Suko?«

Der Inspektor holte tief Atem. »Sir, Sie haben es nicht erlebt. Es waren Minuten, die keiner von uns je vergessen wird. Ich möchte nicht von einem erhabenen Augenblick sprechen, obwohl es stimmt. Wir haben Dinge gesehen und gehört, die kann man einfach nicht beschreiben. Wir besitzen den Gral, aber wir wissen zu wenig. Die Templer haben mehr über ihn gewußt, besonders Hector de Valois, dem es damals gelungen ist, das Tor zum Jenseits zu schließen, das John unglücklicherweise öffnete.«

»Was hat das mit dem Gral zu tun?«

»Eben weil wir zuwenig darüber wissen und uns nur in Andeutungen ergehen können, müssen wir ihn locken. Von Salomo ist bekannt, daß er und die Königin von Saba einen sehr intensiven Kontakt gehabt haben. Es existieren alte Überlieferungen, die besagen, daß die Königin und der Gral einen Gegenpol zu dem zu ihrer Zeit schon vorhandenen Urbösen gebildet haben. Und dieses Urböse setzte sich zusammen aus Lilith und ihrem männlichen Gegenpol Luzifer. Die Legende des Grals wurde nicht nur einmal

geschrieben, es gibt verschiedene Versionen, und sie können mit denen der Königin identisch sein. Auch sie wird von den verschiedenen Religionen anders gesehen, eines aber ist sicher. Die Königin von Saba gehört zu den Personen, die John Sinclair positiv gegenüberstehen. Sie sind, sie müssen eigentlich Freunde sein. Und Freunde helfen sich untereinander. John und Jane befinden sich in Luzifers Klauen und in Liliths Fängen. Sie hat Johns Kreuz manipuliert. Wenn es eine Verbindung zwischen Lilith und der Königin gibt, könnte sie sich auch auf das Kreuz ausweiten und damit zu John Sinclair hin.«

Sir James nickte.

Mandra Korab flüsterte: »Das ist irgendwie einleuchtend, ich gebe es gern zu.«

»Das meine ich auch.«

»Sind Sie denn sicher, daß Sie es schaffen können?« erkundigte sich Sir James.

»Was ist schon sicher, Sir? Es ist ein Versuch, eine Chance, ein Hoffen. Wiralle gehen wohl davon aus, daß sich John in Lebensgefahr befindet. Wenn ein Mensch unter diesem ungeheuren Druck steht, dann werden Kräfte oder Energien frei, die man kaum beschreiben kann. Sie sind jedenfalls vorhanden, und ich hoffe, daß sie durch den Gral, der ja zu ihm gehört, verstärkt werden können. Daß wir diejenigen aus dem Schlaf reißen können, die sich als seine Helfer bezeichnen.«

»Den Seher?«

»Ja.« Suko nickte heftig. »Ihn meine ich.«

»Niemand weiß genau, wer der Seher ist«, meldete sich Glenda.

»Das ist in diesen Augenblicken unwichtig, Mädchen. Es zählt nur, daß sich der Seher auch zeigt, egal, aus welchen Personen oder Geistern ersieh zusammensetzt.«

»Und das über die Königin von Saba?«

»Vielleicht.«

Sir James ballte die Hand zur Faust und streckte den Arm über dem Tisch aus. »Dann versuchen Sie es, Suko. Tun Sie uns allen den Gefallen! Gehen Sie aufs Ganze.«

»Sir, ich werde mich bemühen!«

Alle wußten, was sich der Inspektor vorgenommen hatte. Es war eine ungemein schwere, fast unlösbare Aufgabe, die nur dann erfüllt werden konnte, wenn John Sinclair unbewußt mitspielte. Wenn Energien frei wurden, die sich durch das Kreuz und durch die Existenz der Königin noch einmal verstärkten.

Suko beugte sich vor. Er legte seine Hände um die Kugel der toten Wahrsagerin Tanith und konzentrierte sich auf Ereignisse und Personen, die irgendwo zeitlos waren...

Das Rad drehte sich nach links!

Ich hatte es begriffen, nur konnte ich es nicht fassen. Es drehte sich leicht, ich hörte keine Geräusche, nur Kühle fuhr durch mein erhitztes Gesicht.

Noch stand Jane Collins vor mir, nur veränderte sich ihre Perspektive, als ich kippte.

Ich befand mich plötzlich mit meinem Kopf in Höhe ihrer Knie, sah diesmal die lange Klinge dicht vor mir und merkte, wie sich auf meinem Rücken die Haut zusammenzog.

Dann hatte ich die Hälfte des Kreises hinter mich gebracht und kam wieder hoch.

Luzifers Gesicht nahm mein gesamtes Blickfeld ein, aber auch diese kalte, grausame Fratze verwischte, als hätte sie eine noch stärkere Kraft in den Hintergrund geschoben.

Etwas anderes begann, das sich durch die Drehung nach links schon angedeutet hatte. Die Reise in die Vergangenheit. Es war faszinierend und furchtbar zugleich. Ich würde Dinge erleben und

sehen, die es sonst nicht gab.

Vielleicht sah ich mich, vielleicht auch in einem anderen Leben. Ich versuchte, darüber nachzudenken, doch die schneller werdende Drehung des Rades machte dies unmöglich. Sogar in dieser Welt galten, auf einen bestimmten Punkt begrenzt, die Gesetze der Physik. Ich bekam den Eindruck, als würde mich die Fliehkraft weg vom Rad und hinein in die Leere der Zeiten schleudern.

Ich wartete darauf, Bilder sehen zu können. Szenen. Ereignisse, die noch einmal aufgerollt wurden. Das allerdings trat nicht ein. Noch hielt mich die Dunkelheit umfassen wie ein großes, schwarzes Meer, das mich nie mehr loslassen wollte.

Das Rad drehte sich weiter, es vermischte die Zeiten. Ich hatte das Gefühl, daß mein Körper und meine Seele getrennt würden. Und dann, obwohl es sehr langsam geschah, erwischte es mich urplötzlich, konnte ich sehen.

Aus dem für mich wolkig erscheinenden Hintergrund schob sich etwas hervor.

Es war eine mächtige Gestalt, die auch unmittelbar mit meiner Existenz zu tun hatte.

Einer der Großen in der Garde der Templer. Ein Franzose, ein Mann namens Hector de Valois.

In mir war er wiedergeboren, doch sein Geist war nach wie vor vorhanden. Nichts verging, auch wenn es gestorben war oder noch so tot aussah.

Hector de Valois kam oder schwebte auf mich zu. Immer, wenn ich ihn zuvor gesehen hatte, war ich von ihm durch ein Lächeln begrüßt worden. In dieser Szene nicht.

Da schaute er mich nicht nur ernst an. Ich glaubte sogar, Qual auf seinen sehr männlich wirkenden Zügen zu sehen. Er hob die Schultern, breitete die Arme aus; eine Geste des Abschieds. Mir jedenfalls kam sie so vor.

So wie er erschienen war, verschwand er auch wieder. Tiefer hinein in den Strom der Zeiten brachte mich das Rad. Wieder erlebte ich die Finsternis, das Nichts, wo Leben und Zeit keinerlei Bedeutung mehr hatten.

Vielleicht war dies das All, möglicherweise eine Umgebung, die zwischen den Dimensionen lag. Eine Geburtsstätte von Geist und Materie, wo die Zeit einfach keine Größe mehr war und die Gesetze unserer Physik zur Lächerlichkeit degradiert wurden.

Daß sich das Rad drehte, spürte ich nicht mehr. Ich hatte mich zwar nicht an diesen Zustand gewöhnen können, aber ich nahm ihn hin, denn er brachte mich tiefer in die Vergangenheit, die nur mich persönlich etwas anging.

Da existierten keine Tore mehr, da war alles offen. Die Schwärze der für mich persönlich ergebnislosen Zeiten umfing mich wie der dichte Schleier der Trauer, aber die Schwärze bekam Lücken. Platz, wieder ein Stück Leben zu entdecken.

Ein Teil meiner Existenz.

Jemand erschien aus dem Dunkel. Ein Mann hoch zu Roß, ein stolzer Kämpfer, der Geschichte gemacht hatte und auch zu den Templern gehörte, denn bei ihm war auch das Siegel dieser Vereinigung gefunden worden.

Richard Löwenherz!

Ich war einmal er gewesen, genauso, ich ich Hector de Valois gewesen war. Damals schon hatte es die Verbindungen gegeben, und der große Richard Löwenherz schälte sich aus dem Tunnel hervor, um mir entgegenzureiten.

Er hob die Hand zum Gruß...

Nein, es war kein freundliches Winken, so wie man einen guten Freund begrüßt. Mir kam es vor wie eine Geste des Abschieds, die er mir entgegenschickte.

Es war vorbei...

Ich sollte sterben. Das letzte Leben sollte verlöschen, und damit würde auch meine stärkste Waffe vergehen, das Kreuz, denn nach mir kam keiner mehr, das hatte ich erfahren müssen.

Vielleicht würde auch ich mich einreihen in die Formation der Geister und die wiedertreffen, die ich einmal gewesen war. Obwohl ich das wiederum nicht wahrhaben konnte. Eine Gestalt wie Luzifer hatte sich bestimmt ein anderes Schicksal für mich ausgesucht. Das stand fest.

Das Pferd und der stolze Ritter schwebten auf mich zu. Eine Lanze senkte sich mir entgegen. Sie nahm an Größe zu, war auf meinen Kopf gezielt, als wollte sie ihn zertrümmern, doch kurz, vor Erreichen des Ziels zerplatzte sie in tausend Teile und verschwand. Die einzelnen Stücke wurden wie von einem Sog geschluckt.

Und wieder rollten die Schatten der Dunkelheit heran. Wieder wurde ich von ihnen eingenommen. Das Vergangene verschwand, aber meine Reise war noch nicht beendet.

Allmählich wurde mir auch klar, wie pervers dieser Luzifer mir gegenüber handelte. Er hätte mir das Wissen und den Verstand rauben können, er hatte es bewußt nicht getan, denn er wollte, daß ich meine eigene Hilflosigkeit so deutlich miterlebte.

Jede Einzelheit mußte ich erkennen und auch die Tatsache, daß es keiner dieser Größen möglich war, mir zu helfen. Luzifer ließ mich leiden. Das Rad der Zeit drehte sich weiter zurück. Und mich nahm eine noch weiter entfernt liegende Vergangenheit gefangen. Wenn ich rechnete, würde die Jahrtausendwende längst überschritten sein, und so näherte ich mich der Zeitrechnung um Christi Geburt. Nichts geschah. Es blieb dunkel. Die kompakten Schatten gaben keine Lücke frei. In dieser Zeit war nichts passiert. Mir allerdings war bekannt, daß sich der Schleier mindestens einmal noch lichten würde, denn ich hatte ebenfalls im Altertum existiert.

Daß ich die Zeitrechnung um Christi Geburt überschritten hatte,

merkte ich persönlich nicht, aber als die Dunkelheit aufriß und sich wie aus der Ferne einer Kinoleinwand eine bestimmte Szene hervorschob, da hätte ich am liebsten aufgeschrien.

Ich muß einfach bei dem Vergleich mit dem Film bleiben, denn es sah fast so aus wie in einem Hollywood-Film.

Alte Mauern, Wächter, die Lendenschurze trugen, Kniesandalen und zum Schutz gegen die Sonne lange Nackentücher.

Das alte Ägypten.

Und damals waren die Israeliten in die Gefangenschaft des Pharao geraten. Ein Mensch, ein sehr wichtiger, hatte sich unter ihnen befunden. Einer der großen Propheten.

Hesekiel, der Erschaffer meines Kreuzes!

Ich wußte, wie er aussah, ich hatte es schon einmal erlebt. Durch eine Zeitreise war es mir damals gelungen, die Entstehung des Kreuzes teilweise mitzuerleben.

Jetzt sah ich ihn wieder.

Wie damals, so hockte er einsam und verlassen in einer kargen Gefängniszelle, umgeben von ausbruchsicheren, dichten Mauern. Konnte er mir helfen? Wenn ja, wie, wo ich auf dem Rad der Zeit festgebunden war? Ich sah zwar alles, doch die Vergangenheit war für mich nicht real.

Ich sah ihn hocken. Er hatte sich mit seinem Rücken gegen die Wand gelehnt. Schmutz klebte auf seinem alten, sackleinenähnlichen Gewand. Die Haare wuchsen als Wirrwarr auf seinem Kopf. Verfilzte Strähnen, die tief in sein Gesicht hineinhiengen.

Aber er kam vor.

Es war wie beim Anblick des Richard Löwenherz. Auch Hesekiel glitt auf mich zu.

Luzifer, der Kaiser des Bösen, spielte durch die Beherrschung des Rads alle Tricks aus, um meine Todesangst zu fördern. Er ließ meine Helfer aus der Vergangenheit Revue passieren und verdeutlichte mir

so die eigene Hilflosigkeit.

Hesekiel, der große Prophet, der Erschaffer des Kreuzes, der weit in die Zukunft hineingeschaut hatte, hob mit einer müden Bewegung seinen Kopf und strich das Haar zurück.

Ich blickte in die Züge eines schon alten Gesichts, das von langen Leiden in der Gefangenschaft gezeichnet worden war. Sogar die Wasserschale neben ihm konnte ich erkennen. Auf der Oberfläche schwamm eine graue Staubschicht.

Dann sah ich seine Augen.

Sie blickten hell und klar. Sie paßten nicht zu der tiefen Traurigkeit, die das Volk Israel in der Gefangenschaft eingehüllt hatte. Mir kam es plötzlich vor, als wüßte er genau, wer vor seinem geistigen Auge angehalten hatte. Sein Blick änderte sich. Über den hellen Augenbrauen zog sich die Stirn zusammen, als wäre Hesekiel dabei, über ein bestimmtes Ereignis nachzudenken.

Dann trübte sich sein Blick. Plötzlich zuckte er zusammen. Hätte er sich weiter zurückdrücken können, er hätte es sicherlich getan. Da dies nicht möglich war, blieb ihm nur mehr die Chance, seine Arme auszustrecken, als wollte er das Bild nicht wahrhaben, das sich seinem Auge zeigte. Gleichzeitig glitt er wieder zurück. Seine Gestalt blieb in dieser abwehrbereiten Haltung, und ich mußte grausam und deutlich erkennen, daß selbst der Erschaffer des Kreuzes mir nicht hatte helfen können. Auf meinem Weg ins Zentrum des Bösen hatte ich die Formel zur Aktivierung ausgesprochen, ohne einen Erfolg zu erzielen. Mein Kreuz war für mich wertlos geworden.

Und Hesekiels Bild verschwand im Mahlstrom der Zeiten, während sich das Rad weiterdrehte.

Auch jetzt noch bekam ich die Umdrehungen mit. Luzifer hatte mir das Bewußtsein nicht genommen, er wollte und würde mich bewußt weiterhin seelisch foltern.

Längst war der Prophet verschwunden. Wieder bekam die Dunkelheit die Überhand. Abermals würden die Jahrhunderte vorbeirollen und von der Finsternis überdeckt werden.

Gab es noch einmal das Licht?

Ich beschäftigte mich damit, während ich mich drehte, es mir aber nicht übel wurde und ich selbst keinen Schwindel bekam. Ja, da war noch etwas, einmal noch würde sich das Rad nicht mehr drehen, denn eine mystische Gestalt, die als der größte Bauherr der Bibel bezeichnet wurde, mußte sich einfach zeigen.

König Salomo!

Ob ich noch weiter zurück als Torkan, der Barbar, gelebt hatte, konnte ich nicht sagen. Für mich persönlich war der weise König eigentlich die Endstation.

Schon allein bei dem Gedanken an diesen Namen bekam ich eine Gänsehaut. Er und die geheimnisvolle Königin von Saba, deren Grab wir vor nicht allzu langer Zeit gefunden hatten, standen mir positiv gegenüber. Salomo der Weise.

Ja, ich hatte ihn gesehen, ich hatte mit ihm über den Dunklen Gral geredet, der ebenfalls der Königin gehört hatte. Sie kannte die Geheimnisse des Grals, die hatte sie auch dem König Salomo erzählt, und er hatte damals einen Gegenpol zu dem Urbösen gebildet. Im Orient stand die Wiege der zivilisierten Menschheit. Das hatte auch Wolfram von Eschenbach gewußt, dessen geheime und verschlüsselte Botschaften mehr über den Gral aussagten.

Mir war es bisher nicht gelungen, die Botschaften zu finden und zu enträtseln.

Salomo war die letzte Chance.

Unabänderlich drehte sich das Rad weiter. Ich wußte selbst nicht, wie es möglich war, doch ein Strom des guten Gefühls durchfuhr mich. Optimismus, der gleich darauf brutal zerstört wurde, denn Luzifer, der nach wie vor die Regie führte, hatte dies bemerkt. Aus

der Finsternis erschien wie ein rasch hingeschleudertes Bild die Gestalt von Jane Collins - und ihr Messer.

Sie hatte den Arm so erhoben, daß die Spitze auf mein Gesicht wies, und das schaurige Flüstern des Luzifer durchwehte meinen Kopf. »Keine Chance, Sinclair, keine Chance...«

Wieder tauchte ich ab in den Tunnel der Zeit. Die Düsternis der Vergangenheit, das Vorbeirollen der Jahrhunderte, all das überkam mich abermals.

Auf einmal erschien er!

Vergleichbar mit dem Auftauchen eines Retters stand er, umhüllt von einem rötlichen Schein. Salomo, der Weise!

Ich hatte mein Ziel erreicht, die letzte Person, die ich einmal gewesen war.

Hiernach gab es nichts mehr - nur noch den Tod!

Und das Rad stand still.

Ich wußte nicht einmal, ob ich atmete oder nicht. Alles war für mich zu fremd geworden. Ich schaute nach vorn, ich sah ihn in all seiner Größe. Kein Vergleich mit Hesekiel. Salomo wußte, was er sich zutrauen konnte. Hochaufgerichtet stand er vor mir und schaute mich an. Er trug ein langes, sandfarbenes Gewand, und um seinen Kopf ein stolaähnliches Gebilde, das sein Gesicht freiließ. Was war es für ein Gesicht?

Alterslos, vom Leben gezeichnet, von der Weisheit geprägt?

Möglicherweise in den Augen, die wissend und gleichzeitig gütig blickten. Ich dachte darüber nicht weiter nach und konzentrierte mich auf ihn.

Sein Haar besaß eine graublaue Farbe. Einige Strähnen lugten unter der Stola hervor und fielen bis gegen die hohe Stirn. Die Augen, die Nase, der Mund, der lange Bart, eine alttestamentarische Respektsperson, die Güte, einen unbeugsamen Willen und auch Härte

in sich vereinigte. Er stand vor mir und wirkte so, als würde er durch ein offenes Fenster oder durch ein Loch in der Mauer blicken. Seine Augen sahen nur mich, ich suchte in ihnen nach einem Ausdruck. Sah er mich ebenso an wie die anderen? Konnte auch er, der Weise nichts an meinem Schicksal ändern?

Luzifer hatte mir das Bewußtsein voll und ganz gelassen. Tsch sollte zittern, Angst bekommen, wenn es auch meine Helfer nicht schafften, mich zu retten. Er nickte mir zu.

»Wir sehen uns wieder, John Sinclair!«

Mein Gott, er sprach mit mir. Es durchfuhr mich wie ein innerlicher Schrei. Das durfte nicht wahr sein. Er redete mit mir, und ich befand mich diesmal nicht am Grab der Königin.

War es denn möglich?

Ich gab Antwort. Flüsternd nur brachte ich die Worte über meine Lippen. Ja, ich sprach mit ihm, doch es waren allein die Worte meiner Verzweiflung. »Darf ich dich vor meinem Tod noch einmal sehen? Dich, der du das Kreuz gekannt hast, obwohl der große Prophet Hesekiel es erst Jahrhunderte später erschuf?«

Mit dem Eingeständnis meiner Niederlage wollte ich gleichzeitig noch eine Information erhalten.

»Ja«, sagte er, »ich habe es gekannt.«

»Wie war es möglich?«

Da verzog sich sein Mund zu einem Lächeln. »Es ist alles möglich, wenn man den Kreislauf der Welt begreift. Ich weiß nicht, wie weit die Menschen in deiner Zeit sind, John Sinclair, aber ich besaß die Gabe, über gewisse Dinge nachzudenken. Vielleicht schaffe ich es tatsächlich, dir den Kreislauf der Welt zu erklären, John...«

Und das in meiner Situation dicht vor dem Tod. Das war schon der nackte Wahnsinn. Dennoch nickte ich.

»Alles im Universum steht in einem perfekten Zusammenhang mit dem anderen, John, so daß alles, was passiert, mit allem anderen

verbunden ist. Es gibt eine Art von Information, die sich schneller als das Licht ausbreitet. Ihr müßt die Vorstellungen von Raum und Zeit verändern, obwohl ihr sie möglicherweise nicht begreifen könnt. Alles ist eins, und eins ist alles. Jedes Einzelstück enthält alle Informationen des Ganzen. Das ist meine Philosophie gewesen. Jeder Teil des Universums enthält alle Informationen der Gesamtheit. Es gibt nichts, was zufällig ist, was du nicht weißt. Du mußt nur den Weg finden, der über dein eingeschränktes Denken hinausgeht. Wenn ich dir eine Information gebe, so bewegt sie sich nicht, sie ist einfach schon da. Ich möchte dir einmal die Augen öffnen, ich helfe dir jetzt. Du mußt daran denken, daß sich das gesamte Universum so verhält, als wären Raum und Zeit nicht vorhanden. Einige wenige von uns haben zu meiner Zeit so gehandelt. Es ist kein Zufall, daß wir uns gegenüberstehen. Nicht immer bekommst du die Chance wie heute. Normalerweise mußt du dich allein durchschlagen, aber dieser Fall hier, wo es gegen das absolut Böse geht, ist bereits vorgeschrieben. Wie gesagt, alles ist schon vorhanden, John Sinclair, und ein Teil davon wurde von mir in meiner Zeit niedergeschrieben. Noch einmal, was du gleich erleben wirst, soll ein Einzelfall bleiben...« Seine Stimme verstummte. Dafür bewegte er seine Arme, die ich bisher nicht hatte sehen können, weil sie angewinkelt waren. Er hob etwas in die Höhe, das im Angesicht seiner Worte beinahe profan wirkte. Es war ein aufgeschlagenes, uraltes Buch, dessen Rückseiten er mir präsentierte. Ich sagte kein Wort, ich ließ ihn in Ruhe, als er mir zunickte und aus dem Buch vorlas.

»Wenn der Sohn des Lichts den Dunklen Gral gefunden hat, wenn Luzifer die Welt mit Dunkelheit erschlagen will, wenn der Tod nach dem Gerechten greift, dann ist es Zeit, diese Zeilen demjenigen vorzulesen, der als Sohn des Lichts, vereint in den Zeichen des Universums, die später auf einem Kreuz erscheinen werden, das der große Prophet anfertigen wird, antritt, das Rätsel zu lüften. Die

Konfiguration der Sterne ist auf dem Kreuz zu sehen. Vereint in den zwei Dreiecken der Macht, den Zeichen der drei wichtigen Riemente, ist alles möglich. Diese Zeichen sind dein Schutz, sie sind ein Beweis des lebendigen Universums, in das jeder einmal eingehen wird. Auch ich bin darin eingegangen, viele große Geister haben es getan, und wir haben uns zusammengefunden, um einen Block gegen die Macht des Bösen zu bilden. In diesen Zeichen ist die Kraft der drei, die eine Person bilden. Du weißt, von wem ich rede, John Sinclair?«

»Ja!« Ich hatte das Gefühl, schreien zu müssen — es war nur ein leer klingendes Krächzen.

»Dann sag es.«

»Der Seher!«

»Du hast recht, der Seher. Ich bin der Seher, Nostradamus ist der Seher, und du bist es auch.«

»Ich?« brüllte ich.

»Ja, John Sinclair. Du weißt es nur nicht. Rs ist ein Teil von dir, es ist deine Seele, die dich hin und wieder gerettet hat, die dir selbst, wenn sich das Gesicht zeigte, den richtigen Weg wies. Die beiden Dreiecke auf dem Kreuz, die Symbole des Alls, deine Buchstaben, unsere Zeichen, die Schlüssel zum Verhängnis der Welt, die sich auch dort wiederfinden, wo du...«

»Der Gral!« keuchte ich. »Auf dem Kelch des Feuers.«

»Jawohl. Rr hatte den Gegenpol zum Urbösen gebildet. Er hat es geschafft, aber Euzifer und Eilith gaben nicht auf. Sie stahlen dieses Zeichen, denn sie wollten die Herrschaft über das gesamte Universum. Sie schaffen es auch, Sohn des Lichts wenn du stirbst.«

»Das werde ich, Salomo. Ich werde sterben. Ich befinde mich in seiner Hand.«

»Ich weiß es.« Der Weise nickte. »Und ich weiß auch, daß deine Freunde alles tun, um dagegen anzugehen.«

»Nein, sie können nicht...«

»Doch, sie haben den richtigen Weg gefunden. Sie taten genau das, was nötig war.«

»Was deeenennn...?«

»Sie nahmen den Dunklen Gral und erweckten den Geist der Königin von Saba. Sie wird sich Lilith stellen müssen...«

Ich fiel von einem Wellental oder von einer Überraschung in die andere. Was mir da an neuen Informationen entgegenströmte, war einfach nicht zu fassen.

Ich bekam Herzklopfen, ich bekam Angst, denn Salomo nickte mir noch einmal zu. Er lächelte nicht einmal, als er sich zurückzog, und mich allein ließ.

Ich schrie hinter ihm her.

»Nein, John Sinclair, Sohn des Lichts, du mußt jetzt allein damit fertig werden. Ich habe dir gesagt, was zu sagen war. Viele Rätsel bleiben offen, das Wichtige weißt du. Die Zeichen müssen zurück, sie sind dein Schutz.«

Salomo verschwand. Die Tiefe des Universums oder der Zeit hatte ihn hineingezogen. Und ich?

Noch immer hing ich fest. Ich hörte mich selbst keuchend atmen. Tränen rannen über mein Gesicht. Es hatte keinen Sinn, in die Dunkelheit zu starren. Was ich erlebte, war schlimmer. Es war ein Wechselbad der Gefühle, ein Schwanken zwischen Hoffen und Bangen, in das sich plötzlich ein Gesicht hineinschob.

Jane Collins — und Lilith! Zwei waren eine Person. Und beide wollten meinen Tod!

»Es ist da. Meine Güte, es ist da. Ich sehe es...« Suko brachte die Worte stotternd hervor, während er die Kugel anstarrte. Immer wieder hatte er es versucht, er konzentrierte sich auf das Geheimnis des Grals, er wollte den Geist der Königin erwischen, ihn

aktivieren, um sie zu bitten, ihm zu helfen.

»Was ist da?«

Suko hatte Mandras Frage gehört, allein, er gab keine Antwort. Der Blick in die Kugel hielt ihn derart gefangen, daß er nicht reden konnte. Er sah ein Gesicht.

Klar und deutlich, klar und menschenverachtend. So konnte nur das personifizierte Böse schauen, das war Euzifer in reinster Potenz. In einer Welt der Finsternis stach er hervor, aber in einer Welt, die nicht allein von ihm bevölkert wurde. Suko erkannte das Rad der Zeit, auf dem John Sinclair fest anlag.

John, der Sohn des Lichts!

Magisch gefesselt, sich in den Klauen des Bösen befindend, und vor ihm stand sie mit dem Messer.

Jane Collins, die ehemalige Hexe, erlitt fürchterliche Qualen.

»Sie wird es tun!« keuchte Suko. »Mein Gott, es bleibt ihr keine andere Wahl. Luzifer ist zu stark.«

»Wird sie John töten?« fragte Sir James.

»Jaa...«

Es war furchtbar für Suko, dies mitansehen zu müssen. Er sah, daß sich das Rad der Zeit drehte und mit ihm sein bester Freund. Sie waren sich so nah und doch meilenweit entfernt. Der Gral konnte nicht eingreifen, die Barriere stand zu dicht, es blieb nur die Königin, die sich schon damals dem Urbösen, Lilith, entgegengestellt hatte. Sie erschien auch.

Janes Gesicht veränderte sich. Der Schatten glitt darüber hinweg. Es war wie ein grauer, leichter Pinselstrich, von einem unbekannten Meister geführt.

Noch drehte sich das Rad, noch zeichnete sich das Erlebte auf den Zügen des Geisterjägers ab. Suko sah genau, daß er Schreckliches durchmachte und keine Hilfe bekam.

Wann würde Jane zustoßen?

Da stand das Rad!

Jane Collins trat etwas zurück und holte aus.

Mit einem Schrei auf den Lippen brach Suko zusammen, während helles Licht aus der Kugel strömte, als wollte es alles zerstören...

Das Rad der Zeit stand wieder!

Ich, der dort festklemmte, war aus der Vergangenheit wieder brutal in die Gegenwart und damit auch in das Reich des grauenhaften Luzifer geholt worden.

Stillstand - Tod?

Ich sah das Gesicht im Hintergrund. Böse, gemein, mit einem lauernden Grinsen auf den Lippen. Ich sah auch Jane und Lilith!

Die erste Hure hatte es geschafft, Macht über Jane zu bekommen. Sie würde ihre Hand führen, wenn sie das Messer in meinen Leib stieß. Nicht nur einmal, sondern immer und immer wieder. Ich atmete nicht mehr, ich konnte nichts tun. Ich konnte nur vertrauen. Aber auf wen?

Den Seher, dessen Drittel ich war. Oder auf die Erzengel, die ich schon als lichterfüllte Gestalten erlebt hatte?

Ich konnte es nicht sagen, nicht wissen, ich stand dem Bösen allein gegenüber und glaubte nicht daran, daß die Erzengel es schafften, die Distanz zu überwinden.

Noch einmal sprach mich Luzifer an. »Du hast die Reise auf dem Rad der Zeit hinter dich gebracht, John Sinclair. Du wirst viel gesehen haben. Vor allen Dingen aber deine Hilflosigkeit. Du bist wiedergeboren worden. Sie kamen, sie sahen dich, sie schrieben dich ab, denn sie wissen, wie groß meine Macht ist.«

Ich hatte mich wieder einigermaßen gefunden und die Worte Luzifers genau verfolgt. Er hatte nicht davon gesprochen, wie positiv meine Begegnung mit Salomo verlaufen war.

Hoffnung?

»Das Ende, John Sinclair. Das Ende vom Sohn des Lichts; so muß es sein. Und du, Jane Collins, wirst ihn töten. Gibt ihr den Befehl, Lilith!«

Ich hörte nichts, kein Wort, kein Flüstern. Aber sie hatte den Befehl bekommen.

Jane Collins stieß zu!

»Nein, John, ich will es nicht — neiiiiinn!« Sie brüllte, und sie tat es doch. Die verdammte Klinge raste auf meine Brust zu. Sie hätte sie durchbohrt, sie wäre nicht zu stoppen gewesen. Das Kreuz war ohne Schutz, die Zeichen auf ihm...

Da war es vorbei!

Ich merkte es. Jemand befand sich in der Nähe, jemand steckte in meinem Kreuz. Ein Gesicht in der Mitte. Nicht mehr das von Lilith, nein, es gehörte der Königin von Saba.

Eine Patronin, ein Engel, mein Schutz, der Lilith schon vor Urzeiten bekämpft hatte und plötzlich dafür sorgte, daß sie und Jane nicht mehr die Kraft fanden, das Messer in meine Brust zu rammen und das Herz zu durchbohren.

In der Mitte stand die Königin von Saba; sie strahlte ihre Magie gegen die der Lilith.

Jane Collins taumelte zurück. Dabei bückte sie sich, ließ das Messer fallen und preßte die Hände vor ihr Gesicht.

Aus einem eigentlich nicht vorhandenen Hintergrund dieser Welt des Bösen schob etwas hervor.

Es war gewaltig, noch größer als das Gesicht Luzifers, und es bestand aus zwei Dreiecken, mit den Symbolen darin. Mein Schutz und der Schlüssel zum Universum.

Es fegte heran, erschütterte selbst Luzifer, und ich spürte, wie meine Brust auseinanderzufliegen drohte. Gleichzeitig bekam ich einen Stoß, der mich vom Rad der Zeit wegkatapulierte, so daß ich

in Janes Richtung stolperte, ich fiel gegen sie. Wir beide klammerten uns fest, während um uns herum die Gewalten tobten.

Das Kreuz hatte seine Zeichen wiederbekommen. Lilith konnte damit nichts mehr anfangen, der Kampf war entschieden. Die Königin von Saba hatte ihn gewonnen.

Ich sah ihre feinstoffliche Gestalt, als ich einen Blick zur Seite warf. Sie stand dort wahrhaftig wie eine Königin. Umgeben vom roten Schein des Grals, hatte sie ein Bein erhoben und den Fuß auf eine andere Frauengestalt gesetzt. Lilith lag am Boden.

»Flieht!« schrie sie uns zu, »bevor diese von Luzifer aufgebaute Welt zerrissen wird.«

Wir rannten dem roten Schein entgegen, den der Dunkle Gral wie eine Rettungsschiene gelegt hatte.

Hinter uns tobten die Gewalten. Luzifer griff ein, um Lilith zu holen, ich schaute noch einmal in die Höhe und sah Licht in der Dunkelheit, wobei sich ein Augenpaar zeigte, in dessen Pupillen sich auch mein Geist widerspiegelte.

Der Seher war da.

Er streckte uns im übertragenden Sinne des Wortes die Hand entgegen. Er und der Dunkle Gral sorgten dafür, daß wir die zeitlose Dimension des absolut Bösen verlassen konnten.

Wir hatten der Hölle letztendlich ein Schnippchen geschlagen...

Nein, es war nicht die Zeit der Ruhe. Ich begriff zuerst auch nichts, ebensowenig wie Jane, die sich an mich geklammert hatte und auf die Menschen schaute, die sich in meiner Wohnung befanden, denn dorthin waren wir zurückgekehrt.

Die Kraft des Dunklen Grals hatte dafür gesorgt. Er stand auf einem Tisch, und wenn mich nicht alles täuschte, sah ich in der Kugel noch das Gesicht der Königin, dessen Geist sich mit einem weichen Lächeln von mir verabschiedete.

Ich ging durch mein Zimmer, ohne es eigentlich zu wissen und richtig mitzubekommen.

Ich hatte Dinge erlebt, die so unwahrscheinlich waren, daß man sie schon wieder als Tatsache akzeptieren mußte.

Stimmten sie denn, oder hatte ich, wie zuvor Jane Collins, nur einen Traum erlebt?

Mein Kreuz sollte mir Aufschluß darüber geben. Ich traute mich kaum, es näher in Augenschein zu nehmen.

Die Mitte war — besetzt!

Kein Traum, Luzifer hatte ein Eigentor geschossen. Die Zeichen, die mir entrissen worden waren, hatte ich endlich zurückbekommen. Ich starrte Jane Collins an.

Sie stand am Fenster und flüsterte nur: »Ich sehe die Sonne, John, die Dunkelheit ist weg, der Tag hat uns wieder...«

»Nicht nur der Tag, Jane, auch das Leben...«

Da konnte sie nur nicken.

Es wurden lange Stunden, in denen wir zusammensaßen. Wir suchten nach Erklärungen. Ich hätte viel dazu sagen können, aber ich schwieg. Die Freunde merkten sehr bald, daß ich mit meinen Gedanken allein bleiben wollte und akzeptierten es.

Sie verabschiedeten sich.

»Wir reden später«, sagte der Superintendent.

»Natürlich, Sir James.«

Jane erhob sich ebenfalls. »Ich werde ebenfalls gehen, John. Ich muß mich noch...« Sie wußte nicht mehr, was sie sagen wollte. Sie war noch zu sehr durcheinander.

Zusammen mit Glenda verließ sie die Wohnung.

Ich blieb zurück, zusammen mit einer Stille, die wohl tat. Irgendwann, es war schon längst dunkel, stand ich auf, verließ die Wohnung und ging spazieren...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 054 »Aibon - Land der Druiden«

[\[2\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 096 »Das Grab der Königin«

[\[3\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 442 »Der Blick ins Jenseits«